Die Zukunft.

Berlin, den 20. Januar 1900.

Britanniens Demüthigung.*)

Das alte Jahr schloß für uns in einer düsteren Stimmung, von der man, so paradox es klingt, sagen kann, daß sie dem Weltreich größeren Segen brachte als die glänzendsten Erfolge, die ein Sanguiniker träumen konnte. Als wir uns in den südafrikanischen Krieg, den wir so leicht hätten vermeiden können, einließen oder vielmehr stürzten, da schien es möglich, unserem Verbrechen würde nicht gleich eine schleunige und exemplarische Strafe folgen. Diese Gefahr ist gnädig abgewendet worden. Wenn der Geist, in dem wir den Krieg mit den südafrikanischen Republiken begannen, mit leichten und glänzenden Erfolgen belohnt worden wäre, dann — auch ohne Prophet zu sein, konnte man es voraussagen — hätte der Uebermuth unserer Volksstimmung uns binnen wenigen Jahren, ja, vielleicht binnen wenigen Monaten, in einen Krieg mit viel furchtbareren Gegnern verwickelt als die Bauern von Südafrika es sind. Wenn wir auf den Beginn des Krieges zurückblicken und uns den Hochmuth, den Uebermuth und die anmaßende Unverschämtheit ins Gedächtniß zurückrufen, die unser Volk beherrschten und die ungezügelten Ausdrücke in den Zeitungen fanden, deren

*) William T. Stead, Englands berühmtester politischer Publizist, hat seinem Volk häufig in schwerer Zeit bittere Wahrheiten gesagt. Er war von Anfang an auch ein entschiedener Gegner des südafrikanischen Abenteuers. Seine Diagnose und Prognose — die zugleich in erweiterter Form in Steads ausgezeichneter Review of Reviews erscheint — wird auch Deutsche interessiren und vielleicht beim Lesen dieser nationalen Selbstkritik zu der Frage anregen, ob es bei uns in Zeiten schwerster Heimsuchung einem Publizisten möglich wäre, so freimüthig und rücksichtlos zu reden.

Eifer zum Krieg gehetzt hatte, dann erst erkennen wir, wie heilsam die Züchtigung war, der wir unterworfen wurden. Kein Volk — und am Allerwenigsten das englische, das durch eine ununterbrochene Reihe von Glücksfällen verwöhnt worden ist — hat Lust, besiegt zu werden. Der prahlerische Uebermuth des Jingo Goliath hat einen schrecklichen Fall erlitten. Die Massen unseres Volkes waren so aufgebläht von dem Gedanken ihrer Wichtigkeit, ihrer Macht und ihres Werthes, daß es ihnen fast wie Gotteslästerung erschien, wenn kleine Bauernstaaten es wagten, mit „Nein" zu antworten, selbst auf Fragen, die das unabhängige nationale Bestehen ihrer Republik betrafen. Goliath, der morgens und abends prahlerisch hinaustrat, um die Heere Israels zu höhnen und zum Kampf herauszufordern, schien das Ideal des herrschenden Theiles unseres Volkes geworden zu sein. Unsere Tingeltangel waren die Schauplätze des lärmenden Jubels einer siegessicheren Plebs. Die Zeitungen, die den Krieg erzeugt hatten, sagten ihren Lesern morgens und abends, daß unsere unbesiegbaren Legionen zu Weihnachten in Praetoria sein würden und daß die Armee des Generals Buller die frechen Buren zermalmen werde, die es gewagt hatten, auch nur ein Wort zur Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit zu sagen. Die Leute von der Straße berechneten vertrauensvoll, daß der Krieg zu Neujahr beendet sein werde, und selbst Jene, die wußten, daß Buller seinen Vormarsch erst für Weihnachten plante, hofften, zu Ostern werde Alles vorüber sein. Auf Kanzeln und Rednertribünen wurde mit unserer Tapferkeit geprahlt und viele Leute redeten den lieben langen Tag nichts als Unsinn von den „herrlichen Tugenden der herrschenden Rasse" und beschimpften und verhöhnten das Volk, dessen nationale Existenz zu zerstören wir uns anschickten. Heute ist der Schwadronirgeist noch nicht gänzlich ausgetrieben, aber sein Uebermuth hat sich etwas gelegt und er prahlt nicht mehr mit Siegen, die er nicht errungen, und vertheilt nicht das Fell des Bären, den er noch nicht erlegt hat.

Es ist sehr traurig, es gestehen zu müssen, aber es ist nur die Wahrheit, daß alles Predigen, Lehren und Beten weniger dazu beigetragen hat, die Furcht Gottes in die Köpfe unserer großsprecherischen Landsleute zu pflanzen, als die Kugeln der Buren. Tausend Predigten lassen den britischen Jingo ungerührt und die überzeugendsten Beweise für die Eitelkeit und Sträflichkeit dieses selbstmörderischen Krieges machen einen viel geringeren Eindruck auf die Massen unseres Volkes als ein einziger Mißerfolg.

David vom Veldt hat Goliath niedergeworfen, nicht mit einem Kieselstein, sondern mit seiner Mauserkugel und nun windet der Riese sich auf dem Boden und denkt mit bitterem Bedauern an die sinnlose Thorheit, die ihn bewog, sich so viel auf seine Uebermacht über den winzigen Gegner einzubilden. In dem berühmten alttestamentarischen Zweikampf beutete David

seinen Sieg aus, indem er den Kopf des Riesen von den Schultern trennte. Die Buren haben bisher nicht die selbe Lebhaftigkeit in der Ausnützung ihrer Vortheile gezeigt. Sie kämpfen nur zur Vertheidigung ihres Landes. Zwar haben sie es naturgemäß vorgezogen, den Kampf auf anderem als ihrem eigenen Gebiet auszufechten; bestehen bleibt aber die Thatsache, daß ihre Operationen von Anfang an nur darauf gerichtet waren, ihr Gebiet vor der drohenden Invasion zu schützen. Daher standen sie in fast allen Fällen in der Defensive und gaben sich damit zufrieden, unsere Angriffe zurückzuwerfen.

Das Gewicht der drei Niederlagen — als die Generale Gatacre, Methuen und Buller die Buren angriffen und mit so schweren Verlusten zurückgetrieben wurden, daß die offensive Streitmacht der britischen Armee völlig lahmgelegt war — wurde noch verstärkt durch das thörichte Prahlen, mit dem viele unserer Zeitungen die früheren Gefechte und Scharmützel als ruhmvolle Siege verkündet hatten. Das genaue Ergebniß aller unserer ruhmvollen Siege auf dem Papier und wirklichen Niederlagen ist, daß wir an Toten, Verwundeten und Gefangenen beinahe 7000 Mann verloren haben, während der Verlust der Buren von ihnen selbst auf weniger als 1000 und von Winston Churchill auf weniger als 2000 Mann geschätzt wird. An Geschützen und Kriegsmaterial haben unsere Verluste die ihrigen weitaus übertroffen.

Dies Ergebniß ist sehr bemerkenswerth, besonders wenn man die feierliche Herausforderung in Betracht zieht, mit der der Krieg eröffnet wurde. Niemals haben zwei Ritter, die dazu ausersehen waren, ihre Schuld oder Unschuld durch ein Gottesgericht zu erweisen, das Urtheil des Kriegsgottes feierlicher erfleht, als die Buren es bei Beginn dieses Feldzuges thaten. Und man wird sich erinnern, daß Herr Chamberlain seine Rede im Unterhause mit den Worten schloß, er nehme die Herausforderung, an den Schlachtengott zu appelliren, feierlich und ehrerbietig an und glaube, daß unser Streit ein gerechter sei. Als er so sprach, dachte er wahrscheinlich mehr an unsere überlegenen Hilfsquellen und die Gewißheit, die Buren durch unsere Ueberzahl überwältigen zu können als an die Möglichkeit, daß der Arm Gottes in diesem Streit entblößt werden würde. Doch was immer seine innersten Gedanken gewesen sein mögen: öffentlich rief er den Kriegsgott an, den Streit zu entscheiden. Wir rühmten uns, alle Vortheile zu besitzen, die es uns ermöglichten, die Buren windelweich zu schlagen. Wir hatten geschulte Truppen ins Feld zu stellen gegen einen Haufen von Bauern, von denen die meisten noch nie einen ernsten Schuß hatten abfeuern sehen und die niemals in Reihe und Glied gestanden hatten, — nicht einmal auf dem Exerzirplatz. Wir hatten Generale, die die Kriegskunst in schweren Feldzügen in Afrika und Asien erlernt hatten. Wir hatten unsere Lyddit-granaten und wir hatten vor allen Dingen die Riesenbörse John Bulls, mit der wir Alles kaufen

konnten, was wir brauchten. Wir kämpften auf unserem eigenen Gebiet und unsere Truppen waren entflammt von Rachewünschen und Weltreichübermuth. Trotzdem sind wir nach einem dreimonatigen Feldzug auf der ganzen Linie geschlagen worden. Unsere Truppen haben die Tapferkeit gezeigt, die wir von Briten erwarteten. Aber Alles war umsonst und das Reinergebniß des Ganzen ist, daß Herr Winston Churchill, der die Frage in unserem Lager sowohl als im feindlichen genau studirt hat, zu der Ueberzeugung gekommen ist, der Brite sei dem Buren in dessen eigenem Lande nicht nur nicht gewachsen, sondern wir müßten jedem Buren drei bis fünf britische Soldaten gegenüberstellen, um auf einen Sieg hoffen zu können.

Das ist leider nicht der einzige Punkt, wo die Buren sich überlegen gezeigt haben. Sie haben in der Behandlung von Gefangenen eine Höflichkeit, Ritterlichkeit und Menschenfreundlichkeit an den Tag gelegt, die wir in unserer Kriegsgeschichte vergebens suchen. Eine der wichtigsten Fragen betraf auf dem Friedenskongreß im Haag die menschlichere Behandlung von Kriegsgefangenen. Im Alterthum gab es diese Frage nicht, denn alle Kriegsgefangenen wurden einfach niedergemetzelt. Als die Civilisation einige Fortschritte machte, wurden die Gefangenen zu Sklaven gemacht und in unserer Zeit wird allgemein anerkannt, daß der Kriegsgefangene berechtigt ist, menschliche Behandlung zu beanspruchen und, daß ihm so viel Freiheit vergönnt werde, wie sich mit der Landessicherheit verträgt. Wenn wir die Behandlung von Gefangenen als Maßstab der Civilisation betrachten, so ist der Bur ein viel civilisirterer Mensch als der Brite. Er hat beinahe dreitausend Gefangene gemacht, und obwohl deren Beaufsichtigung, Verpflegung und Einquartirung keine geringen Anforderungen an die ohnehin übermäßig in Anspruch genommenen Hilfsquellen der Republik bedeuten, ist er seinen Verpflichtungen doch in einer Weise nachgekommen, die den Gefangenen selbst begeisterte Anerkennung abgerungen hat. Alles war geschehen, um die Härte ihres Loses zu mildern und das unbehagliche Gefühl zu lindern, daß sie Gefangene in einem fremden Lande seien. Bezeichnend war der Empfang des ersten größeren Transportes britischer Gefangenen in Praetoria. Sie wurden von der Menge, die sich bei ihrer Ankunft versammelt hatte, mit achtungvollem Schweigen empfangen, wurden durch die Straßen geführt, ohne daß auch nur ein Wort des Hasses oder Vorwurfes laut ward; und als sie am Haus des Präsidenten vorbeikamen, erhob sich Herr Krüger und entblößte, als echter Gentleman, sein Haupt, um die Tapferkeit der unglücklichen Gefangenen zu ehren.

Wie abscheulich ist dagegen das Bild, das unsere Behandlung der Gefangenen bietet! Als die erste kleine Abtheilung gefangener Buren in Ladysmith eintraf, wurden sie von den Eingeborenen mit Geheul und Beschimpfungen begrüßt, die von Berichterstattern mit kichernder Bewunderung

wiedergegeben und, so scheint es, weder unterdrückt noch bestraft wurden. Die Buren, darunter viele Verwundete, wurden auf einen Dampfer gepackt und nach Kapstadt geschickt. Dort wurden sie nicht, wie es dem Kriegsbrauch entspräche, irgendwo untergebracht, wo sie ein bescheidend Maß von Freiheit genießen konnten, sondern auf einem alten Hulk — der Penelope — zusammengepfercht, wo sie noch jetzt sind. Sie wurden nicht als ehrenwerthe Kriegsgefangene behandelt, sondern wie gewöhnliche Strafgefangene; bis heute noch hat man ihnen nicht gestattet, ihr schwimmendes Gefängniß zu verlassen und einmal ans Land zu gehen. Ungefähr eben so erging es den Gefangenen, die Lord Methuen gemacht hatte. Die bei Nicholsons Nek gefangenen Briten wurden auf der Eisenbahn in Personenwagen nach Praetoria überführt, die Offiziere in Coupés erster Klasse. Die handvoll Buren, die Lord Methuen gefangen nahm, wurden auf offenen Frachtwagen über Land geschickt, ohne Schutz vor den brennenden Strahlen der afrikanischen Sonne bei Tag und vor der bitteren Kälte der Kapnächte. Als sie in Kapstadt ankamen, wurden sie von johlenden Briten und Eingeborenen empfangen, die ihr Unglück beschimpften und sich ihres Elendes freuten. Es ist für einen Engländer nicht leicht, Das zu gestehen; aber es ist muthiger und ehrenwerther für uns, die Wahrheit zuzugeben als uns selbst zu täuschen.

Und bei Alledem wagt es unsere Tagespresse, statt diese Thatsachen anzuerkennen, unaufhörlich Anklagen gegen die Buren zu schleudern wegen des angeblichen Mißbrauches der weißen Fahne und wegen des Feuerns auf Ambulanzen. Thatsächlich ist es bei der modernen Kriegsführung keiner Armee möglich, das Schießen auf die Ambulanzen zu verhindern, wenn sie in die Feuerzone kommen; und was den Verwundetentransport während des Gefechtes betrifft, so haben die ersten Fachmänner anerkannt, daß die Träger die Verwundeten nicht fortschaffen können, ohne den selben Theil der Gefahr auf sich zu nehmen wie die Kämpfenden. Wenn ein Schlachtfeld mit einem Hagel von Geschossen überschüttet wird, kann jeder aufrecht Stehende getroffen werden, ob er nun das rothe Kreuz trägt oder nicht. Es ist auch ganz unmöglich, auf eine Entfernung von tausend Metern den Rothenkreuzmann von einem gewöhnlichen Soldaten zu unterscheiden. Und die weiße Fahne! Der Präsident Steyn hat sich in aller Form bei den Vertretern der europäischen Mächte über einen Brauch beschwert, der, wie er behauptet, die Bewegungen der britischen Truppen decken soll. Es mag ja vielleicht kein wahres Wort an diesen Beschuldigungen sein; aber er hat doch wenigstens die Untersuchung seiner Anklagen durch die fremden Mächte gefordert. Wir wissen übrigens von unseren eigenen Berichterstattern, daß bei Nicholsons Nek unsere Soldaten noch lange zu schießen fortfuhren, als die weiße Fahne schon gehißt worden war, und daß in der Schlacht am Tugela, als sich drei Buren mit

einer weißen Fahne näherten, um die Bedienungmannschaft der Geschütze zur Uebergabe aufzufordern, zwei von ihnen, trotz der weißen Fahne, von unseren Soldaten sofort niedergeschossen wurden. Es ist also wenig Grund vorhanden, sich über den Mißbrauch der weißen Fahne zu erregen. Es ist entsetzlich, wann immer es geschieht; aber solche Mißbräuche werden stets so prompt und hart gerächt, daß der ärgste und gewissenloseste Kämpfer sehr bald lernt, wie gefährlich es ist, die Heiligkeit der Waffenstillstandsfahne zu verletzen. Einige der von der englischen Presse am Häufigsten erhobenen Beschwerden sind obendrein einfach lächerlich. So zum Beispiel die oft wiederholte Geschichte von einem Buren, der, eine weiße Fahne in einer und einen Revolver in der anderen Hand haltend, gegen unsere Truppen vordrang und bei jedem Schritt (?) seinen Revolver abfeuerte. Der Mann muß entweder wahnsinnig gewesen sein oder die Fahne, die er trug, war nicht weiß, sondern die Fahne des Oranje-Freistaates, deren Farbe hell ist und die daher in der Hitze des Gefechtes leicht für weiß gehalten werden konnte. Doch was immer man auch über das Betragen dieses armen Teufels sonst sagen wollte: man kann nicht behaupten, er habe die weiße Fahne mißbraucht, um seine feindlichen Absichten zu verbergen.

Unsere eigenen Soldaten haben berichtet, daß sie sich weigerten, den Männern Pardon zu geben, die ihre Waffen zu Boden geworfen hatten, weil sie — so schreibt ein Soldat — den von ihrem kommandirenden Offizier erhaltenen Befehl, „das Ungeziefer auszurotten", genau befolgen wollten. Die auf der „Penelope" gefangen gehaltenen Buren erklären, daß sie von Soldaten beraubt worden seien, trotzdem doch in den Regeln des Krieges nichts klarer ist als das Recht des Gefangenen auf sein persönliches Eigenthum. Die britischen Gefangenen haben bezeugt, daß die Buren sie im Besitz ihrer Uhren und ihres Geldes ließen, zur großen Ueberraschung unseres Tommy Atkins,*) der gefürchtet hatte, seine Taschen würden unbarmherzig geplündert werden. Es ist unangenehm, diese Thatsachen zugeben zu müssen, aber wir dürfen nicht vergessen, daß die britische Armee fast ausschließlich in Kriegen mit Wilden beschäftigt war und die Gebräuche des Krieges mit Wilden leicht haften bleiben. Ich hoffe, daß manche Beschuldigungen übertrieben sind und daß das Betragen unserer Truppen nicht so schlecht war, wie es dargestellt wird; aber die Leute haben einen seltsamen Begriff von britischer Ehre, die da glauben, man diene ihr am Besten durch das Totschweigen aller Anschuldigungen, statt darauf zu bestehen, daß diese Dinge untersucht werden, — sei es auch nur, um unseren guten Ruf in den Augen der Welt zu rechtfertigen. Nach der Unsumme von Beschimpfungen, die unsere Presse vor dem Beginn

*) Spottname für den gewöhnlichen Soldaten.

des Krieges gegen die Buren veröffentlichte, ist es übrigens ganz begreiflich, daß Tommy Atkins glaubte, er habe es mit einer Art wilder Bestien zu thun. Daher auch der Ausdruck des Staunens in den Briefen unserer Soldaten, wenn sie erkannt hatten, der Bur sei ein Mensch, und noch dazu ein tapferer und gesitteter Mensch. So schrieb ein bei Nicholsons Nek gefangener Lieutenant der irischen Füsiliere nach Hause: „Alles, was Ihr in England über die Buren lest, ist absolut unwahr." Dieses Staunen wurde nur übertroffen von dem Ekel bei Erkenntniß des wahren Charakters vieler Uitlanders, von denen manche in Kapstadt herumlungern, während andere thatsächlich mit den Buren gegen uns kämpfen.

Die Beweisführung, die wir jetzt von Vielen hören — sogar von Solchen, die bisher als Morallehrer galten —, lautet etwa so: Wenn wir den Krieg abbrechen und zugeben, daß wir kein Recht hatten, die Republiken zu vernichten, so ist das britische Weltreich keinen Heller mehr werth. Doch das britische Weltreich, Das geben wir Alle zu, thut im Großen und Ganzen manches Gute in der Welt; und selbst unsere Feinde würden zugeben, daß sein Verschwinden ein schwerer Schlag für Civilisation und Freiheit wäre. Deshalb müssen wir, um das britische Weltreich zu erhalten, fortgesetzt Unrecht thun, müssen einen ungerechten Krieg gegen ein Volk führen, das nichts Anderes wünscht als Ruhe, denn — so geht die Beweisführung weiter — wenn wir die Buren nicht besiegen, werden wir nicht länger als eine Großmacht angesehen werden. Es ist eigentlich recht traurig, zugeben zu müssen, daß der Bur uns nicht nur in der Kriegskunst, sondern auch in der christlichen Religion Unterricht geben kann. Das Sprichwort der Transvaalburen: „England ist mächtig, doch Gott ist allmächtig" scheint unserem Volk nicht bekannt zu sein. Es glaubt, daß der Allmächtige ein Uitlander in seinem eigenen Weltall ist, eine Art abwesenden Großgrundbesitzers, der keine Theilnahme für die Angelegenheiten seiner Pächter empfindet, und daß wir als praktische Menschen uns deshalb nicht um ihn zu kümmern brauchen, wenn es sich um Fragen internationaler Politik handelt. Aber diese Theorie genügt wohl kaum, um unser Handeln verläßlich zu regeln. Die Thatsache, daß die Buren uns bisher geschlagen haben, macht es freilich schwieriger, uns vor dem Sieger zu demüthigen. Aber wenn die Demüthigung verdient ist, sollten wir lieber nicht erst warten, bis wir noch Uebleres erfahren.

Jedes Argument, das jetzt gebraucht wird, um unser Volk zur Fortführung des Kampfes zu veranlassen, hätte mit dem selben Recht von den Spaniern im sechzehnten Jahrhundert gebraucht werden können, als sie den vernichtenden Kampf gegen die holländische Republik begannen. Die Nachtheile für die holländische Republik waren eben so groß wie jetzt für die Buren, ja noch viel größer. Trotzdem giebt heute Jedermann zu, daß es

für das spanische Weltreich unendlich vortheilhafter gewesen wäre, wenn seine Herrscher, statt den Rathschlägen des Weltreichstolzes zu lauschen, die Holländer gerecht behandelt und ihnen ihre Unabhängigkeit gelassen hätten Der Hochmuth der spanischen Dons lehnte sich gegen einen solchen Vorschlag auf; sie hofften gar zu sicher, die Angelegenheit irgendwie durchführen zu können. Trotzdem wurde das Urtheil der Weltgeschichte — oder des Schicksals, oder wie immer man es zu nennen beliebt — gegen sie gefällt. Warum sollten wir nicht aus den Lehren der Erfahrung Nutzen ziehen? Die Gefahr ist zweifellos ungeheuer; doch giebt es nicht auch Gefahren auf der anderen Seite?

Das Ziel, nach dem wir streben, könnten wir übrigens nicht durch den Sieg erreichen. Die Oberhoheit Britanniens in Südafrika beruht zum geringsten Theil auf dem Triumph unserer Waffen. Die Möglichkeit, Südafrika zu einem loyalen Bestandtheil des britischen Weltreiches zu machen, hängt von den Gefühlen ab, die die Mehrheit der weißen Bewohner Südafrikas beherrschen. Wenn wir die Holländer auszurotten, ihre Fruchtbarkeit zu beschränken oder das Land mit einer Fluth britischer Ansiedler zu überschwemmen vermöchten, dann könnte der endliche Erfolg vielleicht erreichbar sein. Doch Jeder weiß genau, daß wir die Holländer weder ausrotten, noch die Schnelligkeit beschränken können, mit der ihre Wiegen gefüllt und wieder gefüllt werden. Die Geburtenrate bestimmt die Zukunft der Völker. Pharao versuchte es in längst vergangenen Tagen, die Zahl der Israeliten mit Willkürmitteln zu beschränken, die heute anzuwenden selbst Herr Chamberlain sich scheuen würde; aber der Versuch war nicht besonders erfolgreich. Die andere Alternative — das Ueberschwemmen Südafrikas mit britischen Einwanderern — ist eine jener Vorspiegelungen, mit der man keinen Kenner des Landes täuschen kann. Vom landwirthschaftlichen Standpunkt bieten Australien, Neuseeland und Kanada den Einwanderern bessere Aussichten; auch ist die Landwirthschaft keine so verlockende Beschäftigung für den Briten, daß er sich ihr in Südafrika widmen sollte, nachdem er sie in England mehr oder weniger aufgegeben hat. Und was die Industriebevölkerung betrifft, so sind die in den südafrikanischen Minen beschäftigten Arbeiter meist Schwarze. Die Kapitalisten, denen wir diesen Krieg verdanken, erwarten von der Zukunft nicht etwa eine zahlreiche Einwanderung von Briten, sondern die Ausnützung der Schwarzen Afrikas und der Farbigen Indiens. Eine der Verlockungen, mit der man die Aktienbesitzer der Goldminen köderte, ist die Aussicht auf Herabsetzung der Arbeitlöhne, wenn erst die Buren beseitigt sind; diese Aussicht wird gewiß nicht viele Arbeiter nach Südafrika locken. Und von den Briten, die als Leiter der eingeborenen Arbeiter dorthin gehen, haben nur Wenige die Absicht, im Lande zu bleiben. Einige freilich werden dort bleiben, aber ihre Zahl genügt nicht, um der stetig wachsenden holländischen Bevölkerung ein ausreichendes Gegengewicht zu schaffen.

Der holländische Bauer ist eben der dauernde und herrschende Faktor in Südafrika. Hätten wir eine verständige und christliche Politik in diesem Lande getrieben, dann wäre es leichter zu einer loyalen, blühenden und zufriedenen Provinz des britischen Weltreiches zu machen gewesen als etwa das französische Kanada. Die Beherrscher des britischen Weltreiches sollten vollständig farbenblind sein für Rassenunterschiede, wenigstens so weit es sich um Weiße handelt. Ein holländischer oder französischer Unterthan der Königin ist so gut ein Bürger des Weltreiches wie irgend ein Engländer, Schotte oder Ire. Da die Mehrheit der Bevölkerung in Südafrika holländisch ist und da das einzige Ergebniß selbst der glänzendsten Siege und der vollständigsten Vernichtung der holländischen Republiken nur eine gesteigerte Verbitterung der holländischen Herzen sein kann, so können wir durch Fortführung des Krieges nichts gewinnen als neues Unheil. Der Tod jedes Buren vergrößert die Bitterkeit und vermehrt die Schwierigkeiten, die holländischen Afrikander zu dem glücklichen Glauben an die Gerechtigkeit und Vorzüglichkeit der britischen Herrschaft zu bekehren. Je mehr Buren wir also töten, je mehr Siege wir erringen, je vollständiger wir die Pläne der Hochfliegenden ausführen, desto gründlicher zerstören wir das einzige Element, auf das sich das Weltreich in Südafrika dauernd stützen kann. General Roberts und General Kitchener mögen den bewaffneten Widerstand der Holländer niederwerfen; aber je gründlicher sie Das thun, desto tiefer werden sie in die Herzen der Holländer die bittere Abneigung — oder gar den Haß — einpflanzen, die wir früher oder später theuer zu bezahlen haben werden.

Die Gefahr, mißverstanden, und während wir gerecht sein wollen, für feig oder schwach gehalten zu werden, ist freilich vorhanden. Aber sind denn die Gefahren geringer, die uns drohen, wenn wir die Angelegenheit durchführen? Haben die Leute, die für Vernichtung der Buren um jeden Preis eintraten, sich auch die Mühe genommen, diesen Preis zu berechnen? Haben sie auch nur versucht, sich die Gefahren auszumalen, die uns dieser Krieg bringen kann? Ich möchte mich nicht auf diese Gedankenreihe stützen; ich habe von Anfang an den Appell an meine Landsleute auf das Gerechtigkeitgefühl begründet. Doch sind die Gefahren, die unsere tolle und eigensinnige Entschlossenheit heraufbeschwören könnte, der Erwägung aller weitdenkenden Männer werth. Ich habe ein optimistisches Temperament und frohes Vertrauen in die Fähigkeit der Engländer, sich gegen alle ihre Feinde erfolgreich zu vertheidigen, wenn der Engländer im innersten Herzen glaubt, daß sein Streit ein gerechter ist. Ich habe jedoch kein Vertrauen, sondern das äußerste Mißtrauen in den Triumph Englands, falls unser Gewissen durch Ungerechtigkeit korrumpirt ist.

Wenn der böse Feind einen Feldzugsplan zur Zerstörung des britischen

Weltreiches ersinnen wollte, so könnte er nichts für seine Pläne Wirksameres finden als die jetzigen Ereignisse. Nach und nach alle geschulten Soldaten aus Großbritannien zu entfernen, sie sechstausend Meilen weit wegzuführen, sie so völlig in die Maschen eines Krieges zu verwickeln, daß es unmöglich würde, sie in sechs und unwahrscheinlich in zwölf Monaten daraus zu befreien —: Das wäre augenscheinlich ein Meisterstück satanischer Schlauheit. Das Ziel wäre jeder Mühe werth. Doch der Teufel selbst hätte sich kaum zu dem Gedanken verstiegen, England könne seine Garnisonen entblößen, um ein Ziel zu erreichen, dessen Verfolgung den leidenschaftlichen Haß aller europäischen Völker gegen uns erwecken und die wachsenden Sympathien der amerikanischen Republik erheblich abkühlen müßte. Der nächste Zug des teuflischen Spieles würde dann darin bestehen, immer kunstvoller geplante Kämpfe zu veranstalten, die unsere Feinde überzeugen müßten, daß uns alle Elemente einer Militärmacht fehlen, mit alleiniger Ausnahme der Bulldogtapferkeit des einzelnen Soldaten. Es würde der Welt gezeigt werden, daß unsere Armee ungenügend mit Artillerie ausgerüstet ist und daß nur die improvisirte Verwandlung von Schiffsgeschützen in Feldgeschütze uns vor Vernichtung bewahren konnte. Kläglich schwach an Kavallerie, mit veralteten Revolvern ausgerüstet und gedeckt durch nicht weit genug tragende Geschütze, ohne ausreichenden Vorpostendienst und unter der Führung eines zufällig anwesenden Landpolizisten: so würden unsere Truppen dann blindlings in tötliche Mausefallen geführt werden, um uneinnehmbare Stellungen in Frontattacken zu erstürmen. Nach einer Reihe „glänzender Siege", gefolgt von in tadelloser Ordnung ausgeführten strategischen Rückwärtsbewegungen, nach dem Verlust mehrerer Geschütze, der Gefangennahme von Regimentern und der Umzingelung einer ganzen Armee würde die öffentliche Stimmung zu einer Höhe beleidigten Stolzes emporgestiegen sein, daß alle Welt für die falsche Bedeutung des nächsten Schrittes blind wäre. Bevor jedoch dieser Schritt gethan wäre, würde der böse Feind es für angebracht halten, Vorkehrungen zu treffen, die erstens unseren Rückzug unmöglich machen, zweitens den wüthenden Haß, mit dem wir von unseren kontinentalen Nachbarn betrachtet werden, noch mehr entflammen und drittens bewirken würden, die britische Flotte so weit wie möglich von dem Ort zu entfernen, wo der coup de grâce erfolgen muß. Das Erste ist schon durch unseren Appell an die Kolonien gesichert worden, die wir beschworen, ihre Söhne dem Weltreich als Helfer zu schicken, damit „die Sache ausgefochten werde". Das Zweite ist nicht weniger wirksam erreicht worden durch eine „Nachfrühstückrede" des Herrn Chamberlain, in der er erstens Frankreich mit Krieg bedrohte, weil einige Künstler-Gamins des Rinnsteines in Paris gemeine Bilder gezeichnet haben, und zweitens mit einem Bündniß mit Deutschland und den Vereinigten Staaten

geprahlt hat, das von beiden Mächten sofort zurückgewiesen wurde. Das dritte Ziel wurde gesichert durch Verbreitung dunkler Geschichten über russisch-französische Absichten auf Ceuta, die unsere Kanalflotte sofort nach der Meerenge von Gibraltar trieben. Wenn das Alles erfolgreich zu Stande gebracht wäre, würde es sich darum handeln, den Weg für den vorletzten Zug zur Vernichtung unseres Weltreiches zu ebnen. Ist erst die Volksleidenschaft künstlich geschürt, der Presse buchstäblich der Mund gestopft und die Opposition bis zum Schweigen eingeschüchtert: was würde leichter sein, als die Minister zu bewegen, die vollständige Entblößung des Landes von allen militärischen Hilfsquellen als eine Demonstration unserer Thatkraft anzuordnen? So lange unsere Flotte auf dem Meere überlegen ist, kann kein Plan ausgeheckt werden, England durch eine Landung zu erobern. Aber wir leben in einer Zeit der Ueberrumpelungen. Die Möglichkeit einer kühnen Ueberrumpelung Londons durch eine französische Armee wird von unserem Kriegsministerium für so wahrscheinlich erachtet, daß es — nachdem die Angelegenheit acht oder mehr Jahre diskutirt worden war — zur Entscheidung gekommen ist: es sei gebieterisch nothwendig, zur Vertheidigung der reichsten und zur vertheidigungunfähigsten Hauptstadt der Welt eine Reihe von befestigten Lagern zu schaffen, in denen unsere reguläre Armee mit Hilfe der Miliz und Freiwilligen die fremden Eindringlinge im Schach halten könnte. Es ist zehn Jahre her, seit diese Nothwendigkeit vom Kriegsminister im Parlament zugegeben wurde. Es ist drei Jahre her, seit Lord Lansdowne beantragte, die nöthigen Vorkehrungen für die Vertheidigung Londons zu treffen. Doch bis jetzt ist wenig oder nichts geschehen, um diese Absichten auszuführen. Die Besetzung dieser nur theilweise bestehenden befestigten Lager sollte zum größten Theil den Freiwilligen anvertraut werden. Sie sollten mit allem nöthigen Material versorgt und die Freiwilligen sollten alljährlich in deren Vertheidigung eingeübt werden. Wie viel von Alledem ist ausgeführt worden? Niemand weiß es besser als das französische Kriegsministerium.

Militärische Fachmänner bezweifeln, daß — selbst wenn unsere gesammte reguläre Armee zu Hause wäre — unsere Milizen und Freiwilligen fähig wären, diese befestigten Stellungen auch nur auf dem Papier gegen eine überrumpelnde Macht von hunderttausend Mann zu halten. Daß ein derartiger Einfall, aber in größerem Maßstabe, von den Franzosen versucht worden wäre, falls wir wegen Faschoda Krieg geführt hätten, wurde im vergangenen Jahre freimüthig zugestanden. Nachdem das Kriegsfieber sich gelegt hatte, veröffentlichte eine so ernste Zeitschrift wie die Revue des Deux Mondes einen sorgsam ausgearbeiteten Aufsatz, in dem der Verfasser seine Befriedigung darüber aussprach, daß es sehr leicht sei, hundertfünfzigtausend Mann an einem einzigen Tage an unserer Südküste zu landen. Ihre Ver-

bindungen mit der Basis auf der anderen Seite des Kanals wären naturgemäß in dem Augenblick abgeschnitten, wo unsere Flotte einträfe; und wenn unsere Armee zu Hause wäre, würde sie auch ohne Schnellfeuergeschütze sich doch gegen die Ueberrumpler tapfer gehalten haben. Um eine solche Ueberrumpelung gegen jede Möglichkeit des Fehlschlagens zu versichern, war es nothwendig, erstens die reguläre Armee zu beseitigen, dann die Miliz zu schwächen und endlich die Freiwilligen unbrauchbar zu machen, indem man die kräftigsten Mitglieder jeder Abtheilung verlockte, sich zum Dienst in der Fremde anzubieten. Das Alles hat sich vor unseren Augen abgespielt. Um ein Albdrücken in Südafrika zu beseitigen, wird das Herz des Weltreiches seinen Feinden entblößt. Alle unsere Reserven sind zu den Fahnen berufen. Unsere indische Besatzung, schon fünfzehntausend Mann unter ihrer Sollstärke, wird noch weiter vermindert. Die Blüthe unserer regulären Armee ist in Afrika eingeschlossen und zu Hause sind nur noch schwächliche Knaben und ungedrillte Rekruten. Und die Krönung des Werkes war der Aufruf an die Freiwilligen, ihrer eigentlichen Pflicht als Vertheidiger unserer Küsten abtrünnig zu werden, damit auch sie helfen könnten, vierzigtausend Bauern in Südafrika darüber zu belehren, wie die Macht und Majestät des überragenden Volkes zu verehren sei.

Wenn nun der Urheber allen Uebels einen Plan entworfen hätte, um unseren Feinden zu ermöglichen, dem Herzen des britischen Weltreiches einen tötlichen Dolchstoß zu versetzen: hätte er zu diesem Zweck etwas wunderbar Wirksameres ersinnen können als Das, was thatsächlich geschieht? Frankreich, das mit fieberischer Ungeduld die Vervollständigung von Albions Entwaffnung beobachtet, würde hunderttausend Mann als ein geringes Opfer für die ungeheure Rache ansehen, die es ihm ermöglichen würde, London — und sei es auch nur einen Tag lang — von seiner Gnade abhängig zu machen. Die Uebergabe à la Jameson der ganzen Einfallarmee wäre unbedeutend im Vergleich zu dem Vortheil der Zerstörung unseres einzigen Arsenals und der Plünderung Londons. Deutschland würde Das niemals erlauben, sagen Sie? Wer weiß? Das deutsche Volk würde über eine solche Demüthigung Britanniens frohlocken und die deutsche Regirung würde vielleicht berechnen, daß die unvermeidliche Zerstörung der französischen Flotte es werth sei, Frankreich zu erlauben, sich für Faschoda durch die Einnahme Londons zu rächen. Außerdem wäre, falls Deutschland sich einmischte, Rußland gezwungen, den Krieg zu erklären — und Das wäre viel ernster für Deutschland als der vorübergehende Erfolg einer französischen Ueberrumpelung Londons. Man sagt, dieser Gedankengang sei „unsinnig"? Die französische Regirung würde es nicht gutheißen?" Vielleicht nicht. Aber wenn ein solcher Zug auf dem Völkerschachbrett gemacht würde, so hätten wir es nicht mit der jetzigen fran-

jetzigen Regierung zu thun, sondern mit einer Regierung ganz anderer Art. Vielleicht mit einer aus den Führern der Armee zusammengesetzten Regierung, den selben Führern, über die unsere tugendhafte Presse vor einigen Monaten die Schaale ihres Zornes zu ergießen liebte. Und, was den Anlaß zum Krieg betrifft, so hat ein englischer Premier vor einigen Jahren die vollkommen zutreffende Bemerkung gemacht — eine Bemerkung, die heute sogar noch treffender ist als damals —, daß die Schwierigkeit nicht darin besteht, einen Anlaß zum Krieg zwischen England und Frankreich zu finden, sondern darin, zu vermeiden, daß man bei jeder Wendung über einen Anlaß stolpere. Deshalb wage ich ehrfurchtvoll, unsere Lenker und Herrscher und ihre Bärenführer von der Pfennig- und Halbpfennigpresse anzuflehen, wenigstens zehn Minuten zum Nachdenken darüber zu verwenden: ob nicht ihre leidenschaftliche Entschlossenheit, die englische Flagge über Praetoria zu hissen, dazu führen könnte, daß wir im nächsten Jahre die Trikolore, wenn auch nur vorübergehend, auf dem Westminsterpark flattern sehen.

Ich hoffe zuversichtlich, daß dieses äußerste Unheil nicht über uns hereinbrechen wird. Aber eine solche Katastrophe liegt wenigstens eben so im Bereich der Möglichkeit wie die Einnahme von Paris, als die Legionen des zweiten Kaiserreiches sich zu dem berühmten Marsch nach Berlin in Bewegung setzten, der in Sedan sein Ende fand. Die Niederlage Frankreichs hatte, wenn sie auch direkt durch die überlegene Geschicklichkeit und Zahl der Deutschen bewirkt war, ihre Wurzeln doch in der moralischen Entartung des Volkes. Kann irgend Jemand, der die londoner Presse in den letzten drei Monaten verfolgt hat, daran zweifeln, daß die meisten Elemente, die zur Niederlage Frankreichs im Jahre 1870 führten, heute in unserer Mitte zu finden sind? In Herrn Chamberlain haben wir einen zweiten und geschwätzigeren Emile Olivier; und nach den augenscheinlichen Ergebnissen in Südafrika zu urtheilen, ist Lord Landsdowne nicht besser auf eine große internationale Messung der Kräfte vorbereitet, als Napoleon der Dritte es war Vielleicht fügt uns ein gnädiges Geschick in Südafrika so viele Niederlagen zu, daß unser Volk gezwungen wird, den Thatsachen ernstlich ins Auge zu sehen. Wenn aber die Warnung, die bisher in flammenden Buchstaben an die Mauern unseres afrikanischen Weltreiches geschrieben war, verbleichen und verschwinden, wenn ein Siegesmarsch nach Praetoria ihre Spur verwischen sollte, dann ist zu fürchten, daß auch wir unser Sedan finden und unsere Stellung als Großmacht unter den Völkern der Erde aufgeben müssen.

London. William T. Stead.

Der Lyriker unserer Tage.

Wer in kunst- und literargeschichtlicher Forschung nach Ordnung und Urtheil strebt und deshalb den Gesetzen des bildenden und dichtenden Schaffens nachzuspüren trachtet, wird, meine ich, immer dazu gelangen, zwei Formen, zwei Richtungen von einander zu scheiden: Stoffkunst und Formenkunst. Nicht, als ob die eine der Form entbehrte und die andere des Stoffes, aber in dem Sinne, daß es der einen Gruppe von Kunstschulen oder Poetengenerationen auf die Wiedergabe der Wirklichkeit vornehmlich ankommt, der anderen aber auf die Freiheit der Formengebung. Und eben deshalb wird die Stoffkunst danach streben, die ganze Fülle der Welt und der Dinge wiederzugeben, die Formenkunst aber wird unter den Stoffen wählen, um die zu finden, an denen sie ihrem Formentrieb Ausdruck geben kann. Die Stoffkunst wird sich keine Skrupel darüber machen, wenn sie von den Tausenden und Millionen Einzelfällen und Wiederholungen, mit denen uns die Wirklichkeit überschüttet und, ach, so oft ermüdet, nicht wenige reproduzirt, die Formenkunst aber wird nach dem Seltenen oder doch Typischen suchen, um es allein wirken zu lassen. Die Stoffkunst wird sich auch in der Einzelwiedergabe nicht leicht in Treue und Genauigkeit genug thun können. Die Formenkunst wird ihren Stolz darin suchen, die Menge der gleichgiltigen und nebensächlichen Züge zu übergehen und das Charakteristische allein hervortreten zu lassen. Alle Stoffkunst ist Erinnerungskunst: sie will erzählen, beschreiben, berichten, reproduziren; alle Formenkunst aber ist Phantasiekunst, denn sie kann sich nur mit Hilfe der Einbildungskraft von dem Vorbilde der Wirklichkeit frei machen, dem jene huldigt. Der Stoffkunst ist das Kleine und das Unbedeutende eben so willkommen, wenn nicht erfreulicher, als das Wichtige und Bedeutende; der Formenkunst aber liegt die Vorliebe für große und allgemeine Stoffe im Blut, denn sie kann an großen Gegenständen die große Form am Ehesten pflegen, allgemeine Vorwürfe aber lassen ihrem phantastischen Formentrieb den freiesten Spielraum und beide Gattungen fordern dazu auf, überflüssiges und hinderliches Beiwerk fortzulassen.

Diese beiden Kunstrichtungen stufen sich in zahlreichen Unterarten ab: die Stoffkunst kann von einem hohen Drang nach dem innersten Kern der Dinge beseelt sein, sie kann, wie am Königlichsten Donatello oder Velazquez oder der Shakespeare der Komoedien gethan haben, zwar der Wirklichkeit getreu bleiben, aber doch ihr nur das Wichtigste, Wesentlichste ablauschen wollen; und wieder liebt sie es zuweilen, in die dumpfen Kellerstuben der Armuth hinabzusteigen, ja, sie hat sich schon bis zum Schmutz der Gasse und seiner Abschilderung hinabgelassen. Formenkunst aber hat sich sehr oft in allzu blasse, allzu unkörperliche Schemen verflüchtigt, sei es einer Idee zu Liebe,

sei es verführt durch irgend eine ungreifbare Neigung der Phantasie. Und, noch schlimmer, ihr droht immer von Neuem die Gefahr nachahmenden, verflachenden Epigonenthumes; denn da sie nicht, wie alle Stoffkunst, über das reiche Reservoir von Gestalten und Bildern verfügen kann, das Natur und Wirklichkeit darbieten, so ist sie in unselbständigen Händen von vorn herein auf die Nachahmung älterer großer — zuweilen wohl auch kleiner — Meister der Form angewiesen. Die Zahl dieser Variationen und Schattirungen scheint unerschöpflich, aber sie wird noch vermehrt durch die unabsehbare Fülle der Möglichkeiten, die durch die Mischung beider Strömungen und jeder ihrer Wellenzüge mit jedem anderen entstehen kann und oft genug entstanden ist.

Alle Kunst- und Poesiegeschichte bietet für die einzelnen Stufen dieser unendlich langen Skala immer neue, immer wieder variirte und individuell gefärbte Beispiele dar; aber der suchende Blick braucht nicht allzu weit zu schweifen, um eine sehr reiche Sammlung fleischgewordener Belege für diese Theorie aufzufinden. Wer nicht allzu genau prüft, könnte meinen, das nun scheidende Jahrhundert böte, für sich allein betrachtet, eine zureichende Summe historischer Fälle für den Gesammtbereich aller Kunstrichtung dar. Ja, wer mancher der eiligen Federn Glauben schenken wollte, die heute nur allzu schnell bereit sind, über Ziel und Ertrag all unserer Kulturbewegung ein — für heute und die nächsten vier Monate — endgiltiges Urtheil abzugeben, sollte meinen, unser eigenes, engstes Zeitalter, die letzten drei bis vier Jahrzehnte, repräsentirten einen Mikrokosmus jeder denkbaren Kunstübung. Denn man verkündigt sehr laut, daß unsere schnelllebende Zeit ungefähr alle drei, spätestens alle fünf Jahre eine neue Wendung des künstlerischen und poetischen Schaffens herbeiführe. Und man kann zuweilen aus dieser Thorheit noch thörichtere Konsequenzen ziehen sehen: in einer der Zeitschriften, die löblicher Weise der Wiedergeburt dekorativer Kunst, die uns Glücklichen zu Theil wird, literarisch Hilfsdienste leisten, waren vor Kurzem bewegliche Klagen zu hören, wie jämmerlich hippokratische Züge diese neue Kunst trage; früher — Das heißt: buchstäblich ganze drei Jahre lang — sei sie vorwärts gegangen, jetzt aber erschöpfe sich „schon“ ihre produktive Kraft. Mir scheint, die Hastigen und Ungeduldigen sind hier nicht die Schaffenden, sondern die Zuschauer, — die Gaffenden, so unhöflich es klingt.

In Wahrheit vollzieht sich allerdings eine große Wandlung vor unseren Augen, aber sie nimmt sich durchaus Zeit, wie noch jede gesunde Revolution im geistigen oder staatlichen Leben. Was man im Uebrigen für neue Strömungen hält, Das ist das Wellengekräusel der Oberfläche. Wieder nämlich, doch freilich nicht seit gestern oder vorgestern, sondern seit mehr als dreißig Jahren, ist der alte Kampf zwischen Stoff- und Formenkunst entbrannt, der Allen, die ihn ausfechten viel persönliches Leid bringt und der doch nothwendig ist für

die stete Erneuerung künstlerischer Ziele und künstlerischer Leistung. Denn Kampf allein ist Leben, Bewegung, Fortschritt, Schaffen.

Er ist auf der ganzen Linie entbrannt, er ist viel früher in der bildenden Kunst als in der dichtenden, früher in der fremden als in der deutschen Poesie aufgenommen worden und er gewährt dem aufmerksamen Beobachter der Kulturentwickelung unserer wahrlich nicht armen Zeit ein unsäglich reizvolles Schauspiel. Denn so viele ähnliche Gegensätze man auch in allen früheren Zeitaltern aufspüren mag, von dem — zeitlich umgekehrten — Kontrast zwischen Praxiteles und Lysipp bis zum Todeskampf des niederländischen Realismus gegen die eindringende Barockmalerei, von dem viel unrühmlicheren Erliegen der deutschen Wirklichkeitkunst vor der italienischen Invasion im sechzehnten Jahrhundert bis zu dem Siegeszug des Klassizismus durch das Europa des ausgehenden Rokoko: dieser Kampf ist, wie jede kraftvolle historische Erscheinung, doch ganz unvergleichlich. Denn so folgerichtig und bewußt war noch keine Stoffkunst aufgetreten wie die, die seit den Tagen Walter Scotts und Delacroixs, des Kleists der Novellen und der Düsseldorfer, Alessandro Manzonis und der Schule von Fontainebleau in immer neuen, immer radikaleren Vorstößen sich bis zu dem Naturalismus Flauberts und Zolas, Millets und Manets und aller seiner außerfranzösischen Seitenbewegungen und Nachahmungen gesteigert hatte.

Doch noch lange, ehe diese große Bewegung sich ausgelebt, ja, noch ehe sie ihren Höhepunkt erreicht, ehe sie ihre letzten von Logik und zuweilen auch von Schmutz starrenden Konsequenzen zu ziehen angefangen hatte, hat sich die Gegenströmung geltend gemacht. Es giebt nichts Reizvolleres für den Betrachter des Laufes der Zeiten als dieses fast geologisch anmuthende Schieben und Drängen der immer von Neuem sich hebenden und versinkenden Schichten der Erd-Geschichte des Geistes. Unendlich selten wird in starken und reichen Zeiten der einzelnen Bewegung verstattet, sich ganz auszuwirken; ein oder zwei große Anreger und starke Könner machen ihr durch heftige Angriffe und Vorstöße Platz, sie gelangen auch wohl, falls ihnen langes Leben gegönnt ist, zu Ruhm und Anerkennung, aber schon ihren nächsten Trägern, Nachfolgern, Epigonen, wenn nicht schon ihnen selbst, wird der Besitz der eben erst eingenommenen Position streitig gemacht und eine neue Generation stürmt auf den Plan. Dieser Kampf muß immer wieder gekämpft werden; und seine Schlachtfelder sind auf den Feldern der Wissenschaft, der religiösen Geschichte eben so zu suchen wie auf denen des künstlerischen und poetischen Schaffens. Er bringt viel Bitterniß in das Leben der geistig Thätigen: der oft brutale Widerstand der Alten, die, im Besitz der Macht, des Ruhmes, der autoritativen Stellungen, oft genug rücksichtlos jede Neuerung zu Boden schlagen, erschwert den Jungen, Stre-

benden die Anfänge ihres Wachsthumes; den Besitzern aller jener guten Dinge aber verdüstert die oft eben so einseitige, oft pietätlose Jugend mit ihren Angriffen, mehr noch die eigene Sorge zuweilen den Lebensabend. Manche schleichen sich aus diesem Kampf, indem sie, vorsichtig nach links und rechts sich biegend und beugend, jedem Konflikt auszuweichen suchen und dabei dann auch freilich nichts Eigenes erringen. Manche — die Besten — sind über ihn erhaben, die ewig Jungen, die auch am Abend noch vom Baum ihres Lebens Früchte zu pflücken wissen. Manche, die Renegaten ihrer Generation, wechseln die Front und werden hitzige und meist gehässige Verfechter einer Parteisache. Den Allermeisten endlich werden alle diese Fragen und Entscheidungen nie vorgelegt, denn sie bilden die behaglich nachtrottende Heerde, der bei einem gedankenlosen Epigonenthum am Wohlsten zu Muthe ist und die auf diese Weise der Kultur in der That auch die besten von den ihnen überhaupt möglichen Diensten leisten.

In der Malerei hat der Kampf einer neuen Formkunst gegen eine noch keineswegs gealterte, noch in voller, reifer Kraft dastehende Stoffkunst zuerst begonnen. Nach Millet freilich, aber noch vor Manets ersten neuen Würfen haben die beiden großen Vertreter einer ganz unwirklichen, phantasie- und formentrunkenen Kunstübung in der Stille ihr Werk begonnen: Moreau, dessen berauschend phantastische Traumbilder man nie vergißt, und der viel größere Puvis de Chavannes, der dem Schein nach als ein Spätling des Klassizismus auftrat und der in Wahrheit dem Trecento und dem größten seiner Meister wahlverwandt war, der antike Vornehmheit und archaisch-herbe Wahrhaftigkeit, der die plastische Schönheit des Leibes mit der wunderbaren Unbestimmtheit nur andeutend umrissener Gesichtskonturen und schwimmender grau-grüner Schleierfarben verband. Aber er, der seinem Volke und der Menschheit das größte Kunstwerk des neunzehnten Jahrhunderts hinterließ, blieb lange unbeachtet; seine Stunde war noch nicht da. Die englischen Präraffaeliten, die sich an das Quattrocento viel abhängiger anlehnten als Puvis an Giotto, haben gegen eine weit minder stark entwickelte Wirklichkeitkunst viel rascher gesiegt. Unser Böcklin aber hat am Härtesten kämpfen müssen. Er, dessen erste Anfänge noch durchaus an die letzten Nachklänge des Klassizismus, an Rottmanns heroische Landschaften etwa, erinnern, mußte Jahrzehnte lang abseits stehen, bis der deutsche Realismus vorübergerauscht war, der in der Malerei vor lauter Stoffhunger mit Ausnahme Menzels und des spätgeborenen Leibl so oft zu übler Seichtigkeit hinabsank, der auch in seinen naturalistischen Ausgängen nur den einen großen Könner Liebermann hervorbrachte und der doch ein halbes Jahrhundert lang unseren Geschmack vollkommen beherrschte. Die literarischen Vertreter des alten Klassizismus, die in Böcklin, so sollte man meinen, einen Erneuerer

ihrer alten Ideale hätten willkommen heißen sollen, haben ihm keinerlei Beistand geleistet: ihren durch Cornelius' gänzlich unkoloristische Kunstweise befangenen Augen war des großen Meisters strahlende Farbenpracht viel zu hell und neu, als daß sie den Weg zu ihm hätten finden können. Auch er ist erst dann zu Ruhm und Autorität gelangt, als die Zeit erfüllet ward, — nicht durch das Verdienst seines Volkes, das ihn auf der Höhe seines Wirkens würde haben sterben lassen, ohne ihn auch nur erkannt zu haben.

Am Anziehendsten aber gestaltete sich das Ringen der beiden Kunstformen doch dort, wo der Naturalismus selbst den Weg zu den neuen Zielen einschlug. Denn auch diese Form des Ueberganges hat unser reiches Zeitalter gefunden. An einer Stelle nämlich läßt sich verfolgen, wie der Naturalismus bei folgerechter Verfolgung seiner eigenen Bahn in sein Gegentheil, in eine reine Phantasiekunst umgeschlagen ist. Tritt man in der Galerie des Luxembourg in das kleine Zimmer, das eine einsichtige Verwaltung für die neueste Phase des französischen Realismus unter dem Wuthgebrüll der akademischen und der gerade herrschenden gemäßigt-realistischen Schule erübrigt hat, so findet man einige Bilder Monets und des ihm verwandten, doch weit hinter ihm zurückbleibenden Sisley, an denen man wie mit einem Blick den Umwandlungprozeß erfassen kann. Dieser Vorgang bietet eins der merkwürdigsten Dokumente zur Psychologie der Kunst dar: denn Monet, der seinem älteren Freund Manet sich aufs Engste angeschlossen hatte, gedachte sicherlich, da er seine Bilder, die ersten Erzeugnisse der sehr treffend als impressionistisch bezeichneten Kunstrichtung, wagte, den höchsten Triumph realistischer Wirklichkeitkunst auszuspielen. Manet hatte den Kampf gegen die unwirklichen dunklen Farben der alten Staffelei-Malerei, gegen die altmeisterlich braune „Atelier-Sauce" aufgenommen; er hatte auf seine — an sich nicht eben künstlerisch gedachten — Bilder stärker helles Licht gegossen, er hatte begonnen, um das neue Problem der Luft zu ringen, und hatte sich bei allen diesen radikalen Neuerungen nur auf einen Führer, auf sein Auge, verlassen. Claude Monet, unzweifelhaft der größere Artist von Beiden, gedachte, ihm nachzuahmen und sein Prinzip noch zu steigern, indem er nicht nur ein Bild wiedergab, das er in freier Luft empfing, sondern es auch im Einzelnen nach dem Eindruck seines Auges modifizirte. Wo Manet allzu objektiv die starre, klar umrissene Licht- und Farbenwirklichkeit sah und wiedergab, sah er viel feinere, durch Wetter, Jahres- und Tageszeit bestimmte Nuancen. Indem er diese koloristisch viel schwerer definirbaren, aber darum auch zarteren Schattirungen nachbilden wollte, gedachte er also im Grunde, noch objektiver, noch exakter, noch realistischer zu sein. Aber da er sie mit Künstleraugen sah, nicht mit denen des Gelehrten wie Jener, so gab er den zarten Schmelz der Wirklichkeit wieder, wo Manet oft nur allzu plump und roh ihre Nackt-

heit abgeschrieben hatte. Und indem er sich auf die — sehr flüchtigen — Impressionen des Augenblickes verließ, gab er sich dem unkontrolirbaren Wirken seiner Phantasie viel mehr hin, als es der strenge Kodex konsequenter Wirklichkeitkunst zuläßt. Und so malte er seine Frühlingsgärten, die eher mit einem Rosenblatt oder mit einer Apfelblüthe als mit einem Pinsel auf die Leinwand übertragen scheinen; so wurde er unvermerkt zum Ueberläufer, da er sich erst recht in der Sache des Naturalismus zu bestärken dachte. Seine Bilder haben immer mehr den Charakter schöner Träume nach der Wirklichkeit angenommen und auch der Grundzug aller Formenkunst hat sich seinen späteren Werken aufgeprägt: als Schöpfer der pointillistischen Farbentechnik hat er das Arsenal der Malerei um ein neues Werkzeug formender, in diesem Falle färbender Kunst bereichert.

Und wunderbar: die selbe merkwürdige Art des Ueberganges von einem Extrem in das andere hat sich auch in der Dichtung abgespielt, in der sich im Uebrigen der Umschwung viel langsamer als in der Malerei vorbereitet hat. Zwar der erste Vorläufer, Baudelaire, ist früh genug aufgetreten; die Einheit der gesammtkünstlerischen Bewegung hat den Präraffaeliten Rossetti zum lyrischen Vorkämpfer seines ästhetischen Glaubensbekenntnisses werden lassen; aber nachher hat es lange gedauert, ehe die reine Form auch unter den Poeten wieder zur Geltung kam.

Am Oefteften aber geschah es in ähnlichen Mischformen wie in dem Falle Monets, denn das klassizistische Epigonenthum, das weder in Frankreich noch in Deutschland ausstarb, hat nirgends recht die Kraft zu einer inneren Erneuerung gefunden; es wird noch manches Jahrzehnt sein Leben fristen und schließlich eines lautlosen, aber anständigen Todes sterben.

Ibsen zunächst steht eben so sehr am Ende der realistischen Bewegung, wie er ein Erwecker neuer phantastischer Kunstgedanken ist. Wer um 1890, vor Maeterlincks Auftreten, der dramatischen Kunst Europas eine Prognose hätte stellen wollen, hätte aus Ibsens Hinneigung zum Symbol, die nicht nur seinen Realismus, sondern — was mehr sagen will — seine etwas nüchterne Lehrhaftigkeit überwindet, auf das Wiederaufleben einer der Wirklichkeit abgewandten Poesie schließen können. In Aufzeichnungen, die ich mir in etwas späterer Zeit, im Jahre 1895, doch auch noch vor dem Bekanntwerden Maeterlincks in Deutschland, machte, finde ich eine solche Deutung der Zeichen der Zeit vertreten. Aber noch viel klarer tritt der selbe Zusammenhang hervor bei zwei Jüngeren, dem Dänen Jacobsen und dem freilich noch um ein Jahrzehnt später aufgetretenen Gabriele d'Annunzio.

Mit Jacobsen ist in die europäische Prosa eine Fülle von der Klang- und Farbenschönheit gegossen worden, die sie lange — vielleicht seit Jean Paul — entbehrt hatte, und sie ist, verwunderlich genug, zuerst der unkünst-

lerischsten Gattung des Realismus, dem Roman, zu Theil geworden. Eine unerhörte Kunst der Wortfügung, der Auffindung gewählter und edler Satzgebilde verband sich hier mit einer wahrhaft schöpferischen, fast mehr bildenden, koloristischen als dichtenden Phantasie. Hier sollten Rosen stehen: die Worte, die Jacobsen über eins der wundervollsten Werke seiner Kunst gesetzt hat, sie klingen wie ein Symbol all seines Schaffens. Und doch hat dieser malende Poet, dem die Bildkraft seines Hirnes die schönsten Gaben schenkte, die ihm wurden, sich noch für einen Realisten gehalten. In seinem Briefwechsel mit den Brüdern Brandes liest man, nicht ohne Rührung über seinen frommen Irrthum, wie er sich so bezeichnet. Denn auch die andere große Errungenschaft seiner Kunst, die Seelenmalerei seiner Romane und Erzählungen, die in die tiefsten Tiefen des Herzens taucht, ist weit weniger ein Vermächtniß der älteren Wirklichkeitkunst, als man vermuthen sollte. Sie mag sich an ihr geschult haben, aber sie ist ihr nicht gleich. Dazu ist sie zu divinatorisch, zu sehr gefühlt; sie ist nicht die nüchterne Psychologie, die die Naturalisten, diese Anatomen des Herzens, ausgebildet hatten, sondern ein sanftes, mitfühlendes Sichversenken. Sie rührt auch an die Wunden der Seele mit weicher, leiser Hand, da Jene doch nur mit der kalten Stahlsonde umzugehen wissen. Eben deshalb aber sind die schönsten Blumen unserer neuen Kunst auf dem Erdreich des Realismus gewachsen, aber sie hat sich über ihn erhoben und streckt alle ihre zarten Blüthen dem Licht der reinen Form zu.

Noch deutlicher aber tritt der selbe Zusammenhang ans Tageslicht in dem Werke des jungen Meisters, der sich in unseren Tagen anschickt, den alten, ach, nur allzu sehr verblaßten Ruhm der italienischen Kunst in neuen Farben wieder aufleuchten zu lassen. Gabriele d'Annunzios Abhängigkeit von den letzten Ausläufern des französischen Naturalismus ist so unverkennbar, daß Manche der Ansicht sind, sie allein gebe ihm in der Geschichte des italienischen Romanes die ihm eigenthümliche Note. Und doch kann davon nicht die Rede sein. Zunächst ist wichtig, zu bemerken, daß der Romanschreiber, an den er sich unzweifelhaft am Engsten angeschlossen hat, Paul Bourget, unter den radikalen französischen Realisten der letzten Jahrzehnte schon die Stellung eines halb Abtrünnigen einnimmt. Wenn er zu den Modernen gehört, die, zu des alten Zola unaussprechlichem Aerger, sei es aus innerem Bedürfniß, sei es um der Mode willen, mit einem neuromantischen und selbstverständlich katholischen Christenthum liebäugeln, so ist Das, literargeschichtlich betrachtet, nur eine kurze Episode in seiner künstlerischen Entwicklung. Paul Bourget hat als ein anderer Monet, ein literarischer Impressionist, dem reinen Naturalismus abgeschworen, indem er das Auge von der Umwelt ab- und dem eigenen Herzen zuwandte. Kein Zweifel: Maler und Dichter haben die Abkehr vom alten Wege in ganz verschiedener Richtung vollzogen. Der Eine

hat weiter beobachtet und nur das Resultat seines Schauens subjektiver gefaßt, der Andere hat den Blick vollends von außen nach innen gekehrt und hat so auch das Objekt gewechselt. Und trotzdem ist von den Beiden Monet sicherlich der Ichbewußtere, der Phantastischere, der Artistischere, denn sein Wirklichkeitbild ist das traumhaftere, das zartere, das sublimirtere.

Gabriele d'Annunzio aber ist nicht nur auf Paul Bourgets Schultern viel höher gestiegen: er hat auch zu diesem von ihm angetretenen Vermächtniß ein Neues gefügt. Einmal nämlich ist seine Psychologie noch sehr viel schärfer geworden als die Bourgets. Auch Bourget war ein Entdecker; Daudet, der die Kunstweise Dickens' in jedem Betracht auf sein Volk und seine Zeit übertragen und ihr, ähnlich wie Gustav Freytag, ein Vertreter des stilisirenden Realismus, einige nicht immer glückliche Lichter aufgesetzt hatte, hat in seiner Sappho (1884) einmal einen Vorstoß nach dieser Richtung gemacht, hat ihn aber später nicht weiter verfolgt. Bourget aber, dessen erster Roman im selben Jahre erschien, ist auf dem gleichen Wege weit fortgeschritten. Aber er sagt uns heute nicht so viel Merkwürdiges, daß wir dem Poeten Bourget vergeben könnten, was uns der Psychologe Bourget zuweilen etwas lehrhaft vorträgt: und, was noch schlimmer ist, der Poet Bourget giebt sich nicht allzu viel Mühe, uns diese kleinen Pedanterien vergessen zu lassen.

Gabriele d'Annunzio vermag Beides. Seine Stoffwahl schmeckt noch sehr, nach meinem Geschmack allzu sehr, nach dem naturalistischen Ursprung seines Dichtens: das Geschlechtsleben ist sicherlich der interessantesten Probleme voll, aber ob es das für den Poeten ersprießlichste Feld der Seelenforschung ist, scheint mir mehr als zweifelhaft. Man braucht nicht prüde zu sein und kann doch Nietzsches strafendes Wort von den eklen Geheimnissen des Sexuellen billigen. Annunzio erwürgt uns fast mit seinen Offenbarungen aus dieser trüben, dunklen Untersphäre; und auch in anderen, ästhetisch vielleicht wichtigeren Stücken ermüdet er uns in seinen Romanen als allzu getreuer Schüler des Naturalismus, wenn auch auf ganz unzolaische Weise, mehr als zulässig durch maßlose Weitläufigkeiten und Wiederholungen. Der „Unschuldige" würde zehnmal schöner sein, wenn er auf ein Zehntel seines Umfanges eingeschränkt wäre. Und wie häßlich gewaltsam, wie gröblich sensationell ist die Katastrophe, die das Drama Gioconda gänzlich verunstaltet hat! Aber trotz allen diesen Einschränkungen bleibt des Italieners doppelter Ruhm unerschüttert: er sagt über das innerste Leben des Herzens Dinge, die uns fast starr machen vor Erschrecken, daß er sie hat sehen, daß er sie in Worte hat fassen können. Die Dichtung unserer Väter hat weder das Bedürfniß noch das Vermögen gehabt, von ihnen zu reden, unserer Generation aber nimmt er wieder und wieder das Wort von den Lippen. Die Selbst-

zerfaserung, die Beobachtung der eigenen Psyche, die eben die Stärke — Manche meinen, die Schwäche — der Scharfsinnigsten unter den heute Reifenden ist, wird hier bis zur letzten — oder doch uns als letzte erscheinenden — Konsequenz getrieben. Wie tief gesehen ist im „Triumph des Todes" nicht zu Beginn die Betrachtung über die innere Wendung, nicht Erkaltung, einer Liebe, die doch erst ein Jahr alt wurde! Und zu diesem einen hundert andere Beispiele zu fügen, wäre ein Leichtes und Lust und Belehrung zugleich.

Doch damit ist nur eine von den beiden größeren Leistungen genannt, die Annunzios Laufbahn schon heute nach wenigen Jahren aufzuweisen hat. Er hat für seine Psychologie Formen gefunden, deren in den Linien einfache, in den Farben unerhört reiche Schönheit Bourget und allen Gleichgerichteten völlig unerreichbar geblieben war. Den Garten von Villa Lila hätte von ihnen Keiner malen können und dem Sprechen und Handeln seiner Gestalten hat Annunzio in den glücklichsten Momenten seines Schaffens eine so klare Plastik geben können, daß auf sie Etwas von dem Geist Puvis de Chavannes' und den Formen seiner edlen Frauen- und Jünglingsleiber übergegangen scheint. Seine Prosa mag sich an der Nietzsches, seine Phantasie an der Jacobsens geschult haben; aber was er geschaffen hat, ist sein Eigen. Und wieder ist das von allen guten Göttern scheinbar so ganz verlassene Stiefkind der modernen Poesie von einem großen Koloristen mit einer Anmuth der Aktion, einer Pracht der Bilder überschüttet worden, die in dem langen Zeitalter zwischen Jean Paul und Jacobsen vielleicht allein bei dem stillen, zarten Stifter zu finden war.

Die gleiche Verknüpfung naturalistischer Ursprünge und formender Phantasiekunst ist endlich in dem dritten der großen Anreger unserer Tage mächtig geworden, in Maeterlinck. Auch er wieder ein Jünger der alten Wirklichkeitpoeten und doch einem Ziel zuwandernd, das weit ab liegt von ihren Idealen. Er hat, ganz anders als Gabriele d'Annunzio, die Milieuschilderung nicht im Mindesten aufgegeben — im Gegentheil: er hat sie vertieft —, aber sie ist ihm nur noch Mittel, nicht mehr Zweck. Er wünscht auch gar nicht, daß Leben unserer Seele anatomisch zu zergliedern, und doch liegt ihm Alles an den Eindrücken des Gemüthes. So wird ihm die Realität bei aller Peinlichkeit der Schilderung nur zum Wahrzeichen, zur Maske des eigentlichen inneren Waltens und Wollens; er macht weit eher die leblosen Dinge als die Menschen selbst zu Trägern seiner ganz intensiven Psychologie. Er ist Meister in der Kunst, durch eine Häufung von Einzelbeschreibungen, die er so trocken und pastos hält wie nur irgend ein naturalistischer Maler, einen ganz phantastischen, halb irrealen Eindruck hervorzurufen. Und er wäre sicher einer der größten Poeten, wenn seine Gabe nicht so ganz einseitig auf ein einziges Sujet gerichtet wäre: auf die

Wiedergabe eines düsteren, unaufhaltsamen Schicksals, das einen Unglücklichen oder Verblendeten zwischen seinen brutalen Fäusten zermalmt. Daß er aus unserer nüchternen Zeit sehr oft zum Mittelalter geflüchtet ist, entspricht nur dieser seiner Stoffwahl und er harmonirt darin mit dem einen bildenden Meister, in dessen großer Kunst fast alle charakteristischen Züge des Zeitalters vorbildlich vereinigt sind, mit Puvis de Chavannes. Dessen absichtlich archaisch-großzügige Gesichtskonturen und der wunderbare graugrüne Schleier, den er über sein gewaltigstes Freskogemälde gebreitet hat, athmen vielleicht noch mehr als die Stoffe seines Genovefa-Werkes denselben Geist der unbestimmten und deshalb um so mächtigeren Wirkung. Aber eben die ganz anders gearteten Kräfte heller, klarer, marmorner Schönheit, über die Puvis als der Meister aller dieser Meister souverain verfügt, sie sind Maeterlinck ganz versagt geblieben. Zuletzt hat man das drückende Empfinden, als würde hier auf einer schönen Geige wohl sehr zart und wehmüthig gespielt, aber als sei die Saite, die der Bogen immerdar streicht, auch die einzige. Vielleicht greift ihr Ton uns gerade deshalb so nah ans Herz, vielleicht verstärkt der trauernde Gedanke, daß sie die einzige, die letzte ist, unser Mitempfinden. Jedenfalls ist hier gezeigt, wie tief eine Verinnerlichung der alten Wirklichkeitkunst überhaupt führen kann.

Was aber hat nun deutsche Kunst an Leistungen aufzuweisen, die den Werken dieser Ausländer an die Seite gestellt werden dürften? Unsere Malerei ist wahrlich nicht zurückgeblieben; um Böcklins hohe Führergestalt hat sich schon eine kleine Schaar von guten Talenten gestellt. Klingers Gedankenreichthum, der seiner Radirung einen nie gesehenen Inhalt und ganz neue Gestalten gegeben, der seine Malerei ein Wenig angekränkelt und der in seiner Plastik vielleicht seinen künstlerisch stärksten und rundesten Ausdruck gefunden hat, Stucks sinnlicher, aber auch sinnenstarker Symbolismus, Ludwig von Hofmanns in den Linien oft unkorrekte, in den Farben um so schöpferischere Phantasiekunst, deren Koloristik oft so kühn experimentirt und dabei doch ganz einfache, traumschöne Gebilde konzipirt, Leistikows herb stilisirende Landschaftmalerei, die zu Märchenlinien Märchenfarben gesellt und bei aller ihrer köstlichen, wählerischen Phantastik doch den Charakter des norddeutschen Waldes und des nordischen Hügellandes in seinem Kern wiedergegeben hat, Peter Behrens' farben- und linienstrenge und doch so empfindungreiche Kunst, — wahrlich, es ist doch nicht Geringes, das wir aufzuweisen haben. Es mag ein Zeichen etwas historischer Kunstübung sein, aber es ist doch etwas Großes, daß dem Deutschen, der in der kleinen Chorkapelle von St. Bavo vor dem größten Werke des deutschen Trecento Schauer der Andacht empfindet, unwillkürlich Thomas Namen auf die Lippen tritt. Denn was an diesem einzigen Bilde der Anbetung des Lammes nächst dem feierlichen Schreiten

der nahenden Pilgerzüge das Auge des Formendurstigen am Stärksten anzieht. Das ist doch die wunderbar tief in den Charakter deutscher Landschaft eindringende Lagerung der Hügelwellen, aus denen sich jene wallenden Schaaren herausentwickeln. Sie sind von oben geschaut und sind auch so wiedergegeben, wie von einer hohen Warte, aber eben dadurch allein ist es möglich, die schlichte und uns doch so alt vertraute Einfachheit der mitteldeutschen Landschaft nachzubilden, und die Brüder Eyck, deren Größe nur der des einzigen Giotto zu vergleichen ist, haben gerade Dies vermocht, um Jahrhunderte früher, als es in deutschen Landen und in ihrer engeren Heimath selbst zu einer Landschaftmalerei großen Stiles gekommen ist. Hans Thoma aber steht auf der selben hohen Warte und schaut ins deutsche Land mit dem selben warmen Herzen und dem selben den Grat der Berge liebevoll abtastenden Blick. Und noch von mehr als einem anderen ähnlichen Wetterzeichen wäre zu melden: nicht zuletzt davon, daß unter den tausend deutschen Frauen, die seit vielen Jahren Pinsel und Palette führen, endlich zwei Künstlerinnen aufgestanden sind, Frau Cornelia Paczka und Frau Sabine Lepsius.

Viel langsamer rafft sich unsere Bildhauerei aus dem alten Schlummer des Klassizismus und einer halbwahren Wirklichkeitkunst auf. Doch es wäre ungerecht, deshalb allzu sehr auf Deutschland zu schelten, denn wenn Berlin auch in und außerhalb der Siegesallee mit einer Fluth oft mittelmäßiger Denkmäler überschwemmt wird, so sollte man sich doch billiger Weise des einen, nicht ganz unwichtigen, Umstandes erinnern, daß es auch in Paris viele Beispiele von Dutzenddenkmälern giebt und daß zum Beispiel in Antwerpen die unglücklichen vlämischen Maler, die man dort mit je einem Denkmal bedacht hat, sich über diese nach dem Prinzip der Massenfabrikation angefertigten Monumente noch aus dem Grabe heraus zu beschweren alle Ursache hätten. Freilich ertappt man sich zuweilen auf Reisen dabei, daß man in deutschen Provinzial- oder Landeshauptstädten an den üblichen Königs- oder Herzogs-Monumenten unseres Jahrhunderts unwillkürlich vorübergeht, ohne auf den Gedanken zu kommen, auch nur den Blick zu ihnen aufzuheben. Das aber ist kein deutsches, sondern ein europäisches Manko und man sollte in solchen Fällen gegen die nebenher immer auch etwas mäcenatisch gesinnten Spender dieser Kunstfabrikate nicht ungerecht sein. Selbst freie Korporationen wählen um kein Haar besser: der Ausschuß für das Helmholtz-Monument hat es für angebracht gehalten, den Vorgarten unserer Universität für immer durch ein Werk von harmlosester Mittelmäßigkeit in dem selben Jahre einnehmen zu lassen, in dem Hildebrand eine meisterhafte Helmholtz-Büste, ein chef-d'oeuvre, um menzelisch zu reden, in Berlin öffentlich ausstellte.

Hildebrands Name allein läßt aber schon erkennen, daß auch an diesem dunkleren Theil unseres Kunsthorizontes neue Sterne über uns zu leuchten

beginnen. Seine Kunstweise ist zwar im Grunde mehr ein Realismus großen Stiles, seine Genrewerke erinnern in Etwas an die legere Weise des Lysippos, des einzigen griechischen Meisters der großen Zeit, der sich der Wirklichkeit entschieden zuwandte. Und durch sie, wie durch des jüngeren Tuaillon Amazone, wird man an die hohe Herrlichkeit der Schule Donatellos erinnert, ganz wie das edle Reliefportrait in Erz, das Stoeving vor Kurzem ausstellte, einen Hauch giottesker Großzügigkeit ausströmt. Aber hier ist offenbar der Punkt erreicht, wo die Kunst, ohne die Sorgfalt des Wirklichkeitstudiums missen zu lassen, schon die Flügel zu regen und von der hemmenden Erde fort aufwärts zu streben beginnt. Das Ausland hat nicht allzu viel mehr aufzuweisen: Rodins nervös komplizirte Seelenmalerei, Meuniers — wiederum aus naturalistischen und phantastischen Elementen herrlich gemischt — breit stilisirende und freilich großartige Wiedergabe des schwersten Alltagslebens und endlich des jüngeren Belgiers Fernand Khnopff Phantasiekunst, die trotz einigen präraffaelitischen Elementen in ihrer Formensicherheit, der lauteren Quelle aller starken Kraft, der heute aufstrebenden Künstlergeneration Ehre macht und die in ihrer kühnen Bizarrerie sich von dem Vorbild löst, um sich unabhängig zu regen.

Ist nun die deutsche Dichtung unserer Tage von den beiden bildenden Künsten und ihrer neuen Rivalin, der Dekoration, die vor unseren erstaunten Augen plötzlich in herrlich starkem Wachsthum emporschießt, gänzlich überflügelt? Man wird die Frage nicht ohne Weiteres bejahen wollen, aber auch nicht mit gutem Gewissen verneinen dürfen. Es giebt eine ganze Anzahl von Versuchen neuer und in irgend einem Sinne stilisirender Lyrik. Literarhistorisch weit weniger bedeutsam, aber kulturgeschichtlich merkwürdig ist, daß in den allerletzten Jahren das Theater, das seiner Natur nach viel gröber geartet ist und zudem erst eben von dem radikalen Realismus erobert worden war, diesen von auswärts kommenden Anregungen nachgab. Aber der einzige nennenswerthe Versuch, eben von dem Führer dieser Stürmer und Dränger der Wirklichkeitkunst unternommen, mißglückte doch gänzlich. Die „Versunkene Glocke" ist das Stück eines virtuosen Naturalisten, der sich vorgenommen hat, sich einmal als Phantasten zu maskiren. Nach deutscher Art geschieht es etwas gelehrt, und deshalb etwas absichtlich, auf historistischem Wege: durch Wiederanknüpfung an die Romantik. Kein Zweifel: diese Quelle ist, geistesgeschichtlich betrachtet, ganz richtig gewählt, die romantische Schule ist die letzte ganz auf Formen- und Phantasiekunst bedachte Richtung, die unsere Literatur beherrschte. Aber — daß doch immer wieder Gelehrte es Poeten sagen müssen — die Wissenschaft ist keinem Künstler eine gute Rathgeberin und der Historismus im Besonderen hat noch nie eine ganz starke Kraft großgezogen. Dieses Drama ist jedoch nicht daran, sondern, abgesehen von seiner Ueberladung mit Grundgedanken, an den beiden Krankheiten alles Natura-

lismus gestorben: Mangel an Phantasie und Mangel an Form. Der Kampf zwischen Christenthum und modernem Unglauben, dessen Ankündigung man im ersten Akte mit klopfendem Herzen vernimmt, wird nicht ausgetragen, weil die Erfindungskraft des Dichters versagt und die sprachliche Form, in die dies Stück gekleidet ist, das bestimmt ist, das Schicksal des sterbenden und erlahmenden Künstlers symbolisch darzustellen, auch sie ist doch so gar nicht künstlerisch. Ich finde, daß selbst die szenischen Anweisungen, die Gabriele d'Annunzio zwischen die einzelnen Auftritte seiner Gioconda geschrieben hat, mehr Klang und quellende Schönheit haben als alle Verse der „Versunkenen Glocke". Ich möchte mich nicht zu Denen gesellen, die auf Gerhart Hauptmann als geistige Persönlichkeit schelten, dazu ist er ein viel zu großer Könner, ein Liebermann der Bühne, vor dem man Respekt haben kann; aber sein Ritt ins romantische Land hat ihm keinen Gewinn eingetragen. Und man kann doch zuletzt auch nicht allzu sehr beklagen, daß es einem bedeutenden Mann nicht gegeben ist, seine innerste Natur von heute auf morgen wie einen Domino zu wechseln.

Damit neben der Tragoedie das Satyrspiel nicht fehle, wurde diese literarische Diversion auf der Höhe des deutschen und französischen Parnasses in den Niederungen getreulich kopirt. Wer zu Ostern 1897 im Théatre de la Renaissance des damals noch ganz unberühmten Rostand etwas blutleeres Bibeldrama von der Samariterin hatte aufführen sehen, hatte nach wenigen Monaten das Vergnügen, in der Zeitung zu lesen, der berühmte Dramatiker X. arbeite jetzt für das Y.-Theater ein neutestamentliches Trauerspiel (oder vielmehr Schauspiel, denn jedes Stück, auch mit dem tragischsten Ausgang, wird heute charakteristischer Weise mit dieser neutralen Bezeichnung belegt, um den guten Leuten doch den Eintritt ins Theater nicht durch allzu melancholische Nebengedanken unnütz schwer zu machen). Dicht danach erschien denn auch eins der bewährtesten Possenfabrikantenpaare mit einem der üblichen Backfischdramen, aber in Versen und in altitalienischem Kostüm, — ein anmuthloser Scherz, über den man aber nicht bitter zu werden brauchte, wenn der Titel des Stückes nicht den hehren Namen einer großen Zeit entweiht hätte.

Unvergleichlich viel bedeutender und ernster sind die Versuche, die deutsche Lyriker gemacht haben, um zu einer neuen, formenreineren Kunst zu gelangen. Sie haben das große Verdienst, unserer Generation, die unter dem Eindruck von Bismarcks übermächtiger Persönlichkeit allzu politisch aufwuchs, überhaupt das Ohr wieder für Rhythmus und klingende Sprachschönheit geöffnet zu haben. Der weitaus bedeutendste Versuch ging freilich von einem Mann aus, der mit der Sängerzunft gar nichts zu schaffen hatte, von Friedrich Nietzsche. Denn die wundervolle Klarheit, die edel gegliederte Einfachheit seiner Prosa hat Nietzsche doch auch seinen Versen mitzutheilen gewußt und

ich bedaure, R. M. Meyer, der Nietzsches Lyrik mit einer kleinen Handbewegung bei Seite schiebt, in diesem Punkte nicht zustimmen zu können. Welchen deutschen Dichter giebt es denn, der das Lied vom Wanderer hätte schreiben können?

Der gute Vogel schwieg und sann:
„Was that mein Flötenlied ihm an?
Was steht er noch? —
Der arme, arme Wandersmann."

Und vorher:

Was gehts Dich an? Denn Du sollst gehn
Und nimmer, nimmer stille stehn.

Vibrirt nicht die ganze Tragik eines einzig großen Lebens durch diese wenigen, so schlichten, so schönen Zeilen? Und der Gesang, den die schwermüthige Schönheit venetianischer Zaubernächte durchbebt:

Meine Seele, ein Saitenspiel,
Sang sich unsichtbar berührt
Heimlich ein Gondellied dazu,
Zitternd vor lauter Seligkeit,
— Hörte Jemand ihr zu?

Wie weltweit ist der Abstand, der sich zwischen diesem Meister, auch der gebundenen Sprache, und dem abgestandenen Klassizismus aufthat, der bis dahin und bis heute noch als Buchlyrik, Buchdramatik, ja zuweilen selbst auf der Bühne herrschte! Gleichviel, ob er mit bescheidener Hirtenflöte und dünner Süßigkeit uns seine uralten Weisen spielt, ob er durch banale Waldhornlieder im Epos den Pöbel lockt oder ob er mit Trompete und Bombardon im Drama die Ohren beleidigt: er war schon längst zum Sterben reif.

Aber was der Dichter Nietzsche uns auch geschenkt hat, es waren nur die Brosamen, die von des Denkers Nietzsche Tische fielen. Es war die Frage, ob ein Dichter aufstehen würde, der die Verheißungen des Philosophen-Poeten wahrzumachen, der seine Kraft mit neuer Schönheit zu verbinden, der die alte Reinheit der Formen zu erneuern aber sie auch mit farbensatten Bildern und mit inhaltschweren Gedanken zu erfüllen, der wirklich ungehörte Lieder zu singen wußte. Und ich denke, diese gute Stunde ist jetzt gekommen und wer sie hat schlagen hören, soll von dieser frohen Kunde auch erzählen. Ich meine, daß den Formempfänglichen unter den Deutschen in Stefan George ein Künstler der Rede und des Rhythmus geworden ist, den sie den großen zeitgenössischen Poeten der Fremde an die Seite stellen mögen und um Dessen willen heute das deutsche Lied nicht mehr, wie schon so lange, sich vor deutschem Bildwerk und Gemälde zu schämen braucht.

Wilmersdorf. Professor Dr. Kurt Breysig.

Hugo Wolf.

Wenn man später einmal in Versuchung sein wird, unser Zeitalter mit einem bitteren Wort zu charakterisiren, so wird sich keins besser empfehlen als: die Zeit, in der geschwatzt wurde. Ob in Zeitungen oder Büchern, in Parlamenten oder auf der Gasse: es wird geschwatzt; hastig, eilig, nervös, gleichsam, als ob die Leute sich fürchteten, auf die Stimme in ihrem Innern zu hören, und sich beeilten, diese Stimme durch Reden zu betäuben. .... Was unserer Zeit am Meisten fehlt, ist die Fähigkeit, sich in die Stille zurückzuziehen, sich zu sammeln und zu konzentriren, nach Goethes Wort: sich vor der gemeinen Empirie zu verschließen. Da müssen wir denn um so mehr auf die Wenigen hören, die die Kraft haben, dem Lärm und Gedränge des Tages zu entfliehen und ihr Auge nach innen zu wenden, um nur der leisen Sprache der Seele zu lauschen, die sonst durch das Geschwätz des Marktes übertönt wird. Ein solcher Mensch war Hugo Wolf. Die Cyklen: Eichendorff, Mörike, Goethe, Keller, Spanisches und Italienisches Liederbuch, im Ganzen etwa zweihundertundfünfzig Lieder, sind die reifen Früchte Jahre langer Einsamkeit und Selbsteinkehr. Seine Begabung schuf mit längeren Unterbrechungen, gleichsam stoßweise, unter dem Zwange einer periodischen gewaltigen Inspiration, die die Werke frei von Schlacken ans Licht förderte. Nicht ein Takt, nicht eine Note waren dann mehr zu ändern oder zu feilen. Wie er darin an Friedrich Nietzsche, den Dichter-Philosophen von Sils-Maria, erinnert, der gleich ihm in geistiger Umnachtung geendet hat, so sind auch im Gange der Entwickelung Beider unverkennbare Aehnlichkeiten vorhanden. Beider Entwickelungsgang führte nicht nach außen — gleichsam wie bei einem Baume, der Jahresring um Jahresring anlegt und so sacht wächst —, sondern nach innen, immer tiefer in das eigene Selbst. Ihre Wege führten vom Einfachen zum Komplizirten, vom Komplizirten zum Subtilen, vom Subtilen zum Abenteuerlichen, von der Oberfläche der Seele weit hinab bis in die dunkelsten Schluchten und Winkel, bis in die ewige Nacht. Von Wolf gilt auch, was Nietzsche in seinem „Ecce homo“ von sich gesungen hat:

„Ja! Ich weiß, woher ich stamme!
Ungesättigt gleich der Flamme
Glühe und verzehr' ich mich,
Licht wird Alles, was ich fasse,
Kohle Alles, was ich lasse:
Flamme bin ich sicherlich.“

Es ist schwer, die wunderbare Begabung Wolfs ganz zutreffend zu charakterisiren. Er ist in jeder einzelnen Phase seines Schaffens anders und selbst in den einzelnen Werken verwirrend reich und mannichfach. Schlagen

wir zum Beispiel das Mörike-Liederalbum auf, so finden wir neben einfachen, volksthümlichen Dingen („Der Tambour", „Das verlassene Mägdlein") psychologisch verwickelte, weit verästelte Lieder („Der Genesene an die Hoffnung"), neben schauerlich kräftigen Balladen („Der Feuerreiter") zarte christliche Mystik („Auf ein altes Bild", „Charwoche"), neben breitem, kernigem Humor („Storchenbotschaft") glitzernde Phantastik („Elfenlied"), neben niederstem und rohem Studentenulk („Zur Warnung") Töne der innerlichsten Reinheit („Gebet"). Alles Das ist mit einer ungeheuren Sicherheit erfunden, von äußerster Kraft im Gefühlsausdruck, gleich in den ersten Takten von der jeweiligen Stimmung ganz gesättigt, mit den Wurzeln bis in die Abgründe der Seele gebettet, von feinster und eindringlichster Melodik uud dabei von einem ganz reifen artistischen Stilgefühl. Diese Universalität und absolute Virtuosität lassen Wolf bei der ersten Bekanntschaft leicht als einen faszinirenden Alleskönner, als einen Kopf erscheinen, der mehr geistreich und blendend als tief wäre. Erst ein weiteres Vordringen in sein Künstlerreich belehrt darüber, daß man einer musikalischen Seele gegenübersteht, die in ihrem Reichthum an innerer Harmonie allen dichterischen Stimmungen die tönende Resonanz bietet.

Einer so komplexen Natur ist es nicht leicht, sich neue Gebiete der Schaffensthätigkeit zu erobern, ihr ursprüngliches Schöpfervermögen zu steigern. Ein Wachsen, ein Größerwerden ist bei einer solchen Fülle und Reife kaum möglich. Das mag erklären, daß Hugo Wolf — wie eben erwähnt — nicht an Krone und Blüthe zunahm, sondern in den Wurzeln wuchs, die sich tief in das Erdreich streckten, um daraus ihre musikalischen Säfte zu bereiten. Da ich das wahrste Wesen des Künstlers in der Freiheit, dem Ueberströmen des Lebens, im inneren Reichthum, der nach außen strömt, erblicke, muß ich freilich Wolf für eine Abweichung von der Norm halten.

Nehmen wir das Italienische Liederbuch zur Hand, das in die späteste Phase wolfischer Lyrik fällt, wie das Mörike-Album seine erste Phase war. Hier findet man Lied um Lied von einer inneren Ergriffenheit, Tiefe und Sensitivität, die nur den empfindlichsten Seelen überhaupt zugänglich sein dürfte. Dabei herrscht eine Gedämpftheit und Zartheit der musikalischen Phrasirung, eine Zurückhaltung und Keuschheit des technischen Ausdruckes, wie sie nur Einer übt, der die innerlichsten Seelendinge Gleichgestimmten zu offenbaren sucht. Halbtonfortschreitungen sind den meisten Melodien eigenthümlich, — Zeichen einer überempfindlichen und überzarten musikalischen Reizbarkeit . . . Hat man sich einmal in diese eigenartige Welt eingesponnen, so wird man von ihrer Sonderart, Schönheit und Kraft auf das Mächtigste ergriffen. Ein musikalischer Geist redet hier, der Melodien schöpft, wo selbst gewaltigere Musiker früher nur Dissonanzen und Wehelaute fanden.

Und nun, nachdem ich flüchtig den Weg angedeutet habe, den Hugo Wolf in den zehn Jahren seines Kunstschaffens gegangen ist, will ich nur eben so kurz noch auf jene Momente hindeuten, die Hugo Wolfs Lyrik von der großen deutschen Lyrik der Schubert, Schumann und Brahms für unser Gefühl scheidet: nicht ihre komplizirtere Technik, nicht ihre revolutionäre Art, nicht ihre Neuheit und alle die Aeußerlichkeiten, durch die man sie zu charakterisiren versucht hat. Selbst ihr Fonds an musikalischer Kraft mag kleiner sein als der der großen Künstler, die ich zum Vergleich herangezogen habe. Aber hier ist eine Seele tönend geworden, die mit den Höhen und Tiefen, mit den Kräften und Krankheiten, mit den Hoffnungen, der Sehnsucht und den Wunden unserer Seele verwandt ist: Blut von unserem Blut, Fleisch von unserem Fleisch. Mit dieser komplizirten Natur verbinden uns seelische Zusammenhänge, die aus Starkem und Schwachem, aus Gesundem und Krankem, aus Kraft und Reizbarkeit unzerreißbar gewoben sind. Solche innerlichen Zusammenhänge sind stärker als alle kritischen Maßstäbe. Kein Zweifel: Mozart ist göttlicher, heiliger, edler als Wagner; aber fünf Takte Tristan treiben uns Thränen in das Auge. Schubert ist inkommensurabler, reiner, unschuldiger als Hugo Wolf; aber ein paar Töne von Wolf genügen, um die zartesten Saiten unserer Seele zu bewegen und unsere Fundamente zu unterminiren. Es sind psychische Wirkungen, unsichtbare Wahlverwandtschaften, stärker als die ästhetischen Werthschätzungen, die uns einen Künstler als „modernen“ empfinden lassen. Und auf solchen seelischen Nähen und Gemeinschaften, Zusammenhängen und Blutsneigungen beruht die starke Wirkung der Lyrik Hugo Wolfs auf die jetzige Generation.

Wien. Dr. Max Graf.

Endlich!

Schon ein Jahr war Nora verheirathet. Noch immer wurde ihre Ehe eine glückliche genannt; und — was das Schlimmste war — mit Recht. Sie selbst konnte nichts finden, was ihre Ehe zu einer zeitgemäß unglücklichen gestempelt hätte. Sie hatte ihren Eduard „aus Liebe“ genommen, kein elterlicher Zwang hatte ihr das Joch auferlegt. Dergleichen kam in ihrer Generation ja überhaupt nicht mehr vor. Aber es war auch keine himmelstürmende Leidenschaft dabei im Spiel gewesen; so lieb sie ihren Eduard gehabt hatte: sie hätte auch

einen Anderen genommen, um Frau zu werden. Sie konnte sich Das nachträglich nicht verzeihen. So altmodisch, so entsetzlich altmodisch!

Ja, wenn sie damals schon Mitglied des Frauenklubs gewesen wäre! Auch dann hätte sie nicht etwa vorgezogen, ledig zu bleiben; im Grunde war es doch sehr bequem, sich von einem legitimen Mann erhalten zu lassen. Aber sie wäre sich doch anderer Gründe fürs Heirathen bewußt gewesen. Zum Beispiel galt die Sehnsucht, ein Kind zu besitzen, im Klub als ein sehr schönes Motiv. Nora hatte viel Pflichtgefühl. Seit sie Mitglied des Frauenklubs war, hatte sie auch viel über Stellung, Rechte und Pflichten der Frau nachgedacht. So wie sie es bis dahin für ihre Pflicht gehalten hatte, wenn die Mode es vorschrieb, Schleppen zu tragen oder Schinkenärmel, die ihr so abscheulich standen, erkannte sie es jetzt als eine vom Geschick den Frauen auferlegte Pflicht an, dem Fortschritte der Zeit zu folgen, modern zu sein und „sich auszuleben". Sie schämte sich vor ihren Freundinnen im Klub. Was hatten Die doch Alles erlebt! Da war die Präsidentin; sie war schon vom zweiten Mann geschieden, hatte mit einem Dritten ein Verhältniß und suchte einen Vierten. Vom Ersten hatte sie sich nur ein Kind gewünscht, den Zweiten hatte sie ihrer Schwester weggenommen; dann brauchte sie einen ideal gesinnten Freund und jetzt genügte ihr Der auch nicht mehr. Verhältnisse hatten sie fast Alle oder thaten wenigstens so; nur die Ehe- und Männerfeindlichen nicht, — und Die waren erst recht chic mit ihren fulminanten Reden gegen das andere Geschlecht. Nora fühlte, daß sie in diesem Klub nur geduldet war. Einmal hatte ihr eine Genossin gesagt: „Nun ja, Sie haben es gut, Sie sind eine glückliche Frau!" Wie geringschätzig hatte Das geklungen! Wenn sie wenigstens ein Kind gehabt hätte, um dessen willen sie bei ihrem Mann hätte bleiben können. Doch so? ... Ihre Ehe war unsittlich; sicher! Sie wußte noch nichts von wahrer Liebe, sie mußte sich ausleben: Das wurde ihr immer klarer. Aber wie? Ihr Mann war gut, liebte sie und behandelte sie als ebenbürtige Gefährtin. Ungleich ihrer berühmten Namensschwester durfte sie in allen geschäftlichen Angelegenheiten mitreden, er sprach sogar gern mit ihr darüber, aber sie interessirte sich nicht dafür. Er hatte viel gelernt, stand geistig nicht unter ihr und legte ihrem Lieblingsstreben kein Hinderniß in den Weg. Als sie den Kursus über „Frauengehirn" hören wollte, war es zu keiner Szene gekommen, wie sie gehofft hatte, sondern er redete ihr sogar zu, sich als Hörerin einschreiben zu lassen. Dadurch brachte er sie um die ersehnte Märtyrerrolle und sie langweilte sich in den Vorträgen.

Wie wäre es, wenn sie ihn aus „unüberwindlicher Abneigung" verließe? Aber sie fühlte keine „unüberwindliche Abneigung"; und doch war sie überzeugt, daß sie im Alter bereuen würde, sich nicht ausgelebt zu haben. Alle sagten Das. Und wenn sie trotz dieser Ueberzeugung mit ihrem Mann weiter lebte, so war Das unmoralisch, einer „Frau der Gegenwart" unwürdig. Wäre nur ein anderer Mann in ihr Leben getreten, der ihr gefallen hätte! Den hätte sie sich „genommen", wie der Kunstausdruck im Klub hieß. Ihr gefiel aber kein Anderer. Es war rein zum Verzweifeln!

Sollte sie in dieser „glücklichen Ehe" alt und unmodern werden? Sie begann, schlecht auszusehen und viel zu weinen. Im Klub sagte man, sie habe

sich überarbeitet und müsse ausspannen. Eduard war unermüdlich für sie besorgt. Wenn sie ihn, was sie oft that, angstvoll forschend fragte: „Liebst Du mich denn noch?“ hörte er nicht auf, sie zu versichern, daß er sie liebe und immer lieben werde.

Auch die Mitglieder des Klubs nahmen sich ihrer leidenden Kollegin an; sie veranstalteten Versammlungen und Vorträge in ihrer Wohnung und das Haus wurde immer ungemüthlicher. Selbst dem geduldigen, liebevoll besorgten Ehemann wurde es schließlich zu arg; er zog sich mehr und mehr zurück und machte in langen Briefen an eine vertraute Lieblingsschwester seinem bekümmerten Herzen Luft.

Nora begann, sich als Schriftstellerin zu bethätigen. Sie versuchte, ihren Seelenzustand zu schildern, und hoffte im Stillen, durch Entgegnungen Anderer Fingerzeige zu erhalten. Ihr Thema war die Sehnsucht und das vergebliche Bemühen eines jungen Herzens, sich auszuleben. Als Antwort auf ihre Artikel erhielt sie zwei Briefe von jungen Männern, die sie um Geld baten. Sie verzweifelte. Theilnahme und Verständniß zu suchen und um Geld angegangen zu werden: Das schien ihr hart. Ueber ihren Mann konnte sie sich noch immer nicht beklagen; daß sie die Wirthschaft vernachlässigte, blieb eben so erfolglos wie ihre gereizte Stimmung. Er blieb freundlich und geduldig und nahm sich ihr Leiden offenbar sehr zu Herzen; nur schrieb er immer häufiger an seine Schwester.

Eines Morgens wurde er plötzlich ins Geschäft gerufen und stürzte eilig fort. Eine Stunde später fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, ein angefangener Brief an die Schwester sei auf dem Schreibtisch liegen geblieben. Noch nie hatte er so geschrieben! Wenn seine Frau den Brief las, die arme kranke Frau, die so viel Liebe und Schonung brauchte! .... Er jagte fort; blaß, mit angsterfülltem Gesicht, kam er im Hause an und eilte durch den Vorraum, von wo eine Glasthür in sein Arbeitzimmer führte. Der Vorhang war zurückgeschlagen und ... er kam zu spät! Da stand seine Frau vor dem Schreibtisch, mit seinem Brief in der Hand. Wie versteinert blieb er stehen. Jetzt, gerade jetzt mußte sie die verhängnißvolle Stelle lesen ... Er fühlte mit ihr diese grausamen Worte: „So ist es denn gekommen, liebe Bertha, daß sich die Kluft zwischen Nora und mir immer mehr und mehr erweitert hat. Du weißt, ich habe sie geliebt; aber sie ist nicht mehr Die, die sie war: ich verstehe sie nicht mehr. Ich weiß: sie ist krank, sie leidet. Das muß ich mir ständig vor Augen halten. Sie soll es wenigstens nie fühlen, daß ich sie nicht mehr liebe.“

„Daß ich sie nicht mehr liebe ... die arme, unglückliche Frau.“ Sie, die immer so angstvoll gefragt hatte: „Liebst Du mich noch?“ Er hätte sich erwürgen können ob seiner Unvorsichtigkeit. Kalter Schweiß bedeckte seine Stirn. Er hatte ihr Leben zerstört! ... Jetzt mußte sie aufschreien, hinstürzen, — es konnte ihr Tod sein!

Da wandte sie sich, daß er ihr Gesicht sehen konnte. Sie bemerkte ihn nicht. Strahlend, siegesgewiß, glücklich wie in den Tagen ihrer Brautzeit stand sie da. Dann streckte sie die Arme aus wie eine Erlöste und rief so laut, daß Eduard es durch die Glasthür hören konnte: „Endlich!“

Wien. Helene Migerka.

Selbstanzeigen.

Oesterreich am Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Erste Folge. Leipzig, Karl Minde. Preis: 1 Mark.

Oesterreich ist ein interessanter Staat. In seiner gegenwärtigen Gestalt wird seine Existenzberechtigung von allen österreichischen Parteien mit Ausnahme einer Handvoll klerikaler Adeligen und der Arbeiterpartei bestritten. Die Sozialdemokratie, die in anderen Ländern sich als vaterlandlos beschimpfen lassen muß, wird deshalb hier „k. k. Sozialdemokratie" geschimpft, obwohl eigentlich auch sie mit der territorialen Gliederung des Landes nicht einverstanden ist. So ist Oesterreich — nach der treffenden Bezeichnung eines Sozialistenführers — ein Staat, der keinen anderen Anwalt findet als den Staatsanwalt. Täglich werden durchschnittlich fünfundzwanzig Blätter konfiszirt und die Aussprache revolutionärer Ideen kann doch nicht gehindert werden. Trotzdem glaube ich, daß Oesterreich noch lange bestehen wird. Bismarck, der doch auch Etwas von nationalem Deutschthum verstand, hat schon 1866 und später bei zahlreichen Gelegenheiten die Nothwendigkeit der heutigen territorialen Abgrenzung Oesterreichs hervorgehoben und die Deutschösterreicher thäten gut, die Wichtigkeit Jahrhunderte lang bestehender Zollgrenzen für eine geschlossene Volkswirthschaft mit aufkeimender Industrie nicht zu unterschätzen. Als ich an meine Arbeit ging, wollte ich darthun, daß die Ueberhitzung des Nichts-als-Nationalen uns Alle zu Grunde richtet, und, weil ein Versöhnungprogramm hier eine Utopie ist, wenigstens die Nothwendigkeit eines wirthschaftlichen Zusammenschlusses gegenüber den durch die nationalen Bezirksgerichtskämpfe übermächtigen Kartellen und Bahnen darlegen; aber unter der Hand war aus der beabsichtigten Versöhnungschrift ein Pamphlet auf die Regirerei geworden, die allen politischen, nationalen und ökonomischen Fragen hilflos gegenüber steht. Wir Oesterreicher erhalten unsere Ministerpräsidenten gewöhnlich aus Klattau, einem kleinen böhmischen Dragoner-Landstädtchen, und aus anderen mehr oder weniger feudalen Garnisonen. Wenn die Herrschaften anderthalb oder zwei Jahre zum Vergnügen der revolutionärsten Parteien, die mit jeder Wahl stärker werden, „regirt" haben, dann verschwinden sie, verlacht von der Minorität und verleugnet von der Majorität. Offenbar reicht der Lehrplan unserer Kadettenschulen nicht aus, die Dragonermajore auf eine angemessene Civilversorgung vorzubereiten; ich habe deshalb schon einem prager Blatte vorgeschlagen, in Klattau einen Abendkursus für künftige Staatsmänner zu errichten.

Meine Brochure ist das Einleitungheft zu einer größeren Artikelsammlung, die ein umfassendes Bild des heutigen Oesterreich in Zeitungartikeln — auch aus gegnerischen Lagern — bringen soll.

Schlackenwerth-Prag. Rudolf Kohn.

Sexualethik, Sexualjustiz und Sexualpolizei. Wien, Verlag der Wochenschrift „Die Zeit", 1899.

Es war, wenn ich nicht irre, ein nationalliberaler Abgeordneter, der bei der letzten Berathung der lex Heinze — welchen tiefen Blick läßt schon dieser

Name in unsere Justizzustände thun! — entrüstet ausrief, es sei eine Schande, daß sich der Reichstag schon so viele Jahre mit dem Dinge herumquäle, diesmal müsse endlich Etwas zu Stande kommen! Es wird aber auch diesmal nichts zu Stande kommen; warum nicht, Das lege ich in dem hier angezeigten Schriftchen dar; zugleich versuche ich, die Grundlagen einer vernünftigen Sexualethik nachzuweisen, auf die dann auch eine gerechte und zweckmäßige Sexualjustiz gebaut werden könnte.

Neisse. Karl Jentsch.

Der Schotte Home, ein physiopsychischer Zeuge des Transszendenten im neunzehnten Jahrhundert. Mit einem Bildniß Homes. Leipzig 1899, Osw. Mutze. Preis: 2 Mark.

Ohne voreingenommenem Standpunkt habe ich versucht, das umfangreiche Material von Schriften und Zeugnissen über einen der außerordentlichsten Menschen des Jahrhunderts dem deutschen Leser zugänglich zu machen. Personen aller Lebensstellungen haben für Home und die Thatsächlichkeit der bei ihm beobachteten, unglaublich scheinenden Phänomene ihre Stimme erhoben. Nicht nur mächtige Herrscher wandten ihm ihre Gunst zu; auch ernste Forscher wurden nach gründlicher Prüfung bekehrt, so: W. Crookes, A. R. Wallace, Al. Butlerow, Cromw. Varley, Huggins, Rob. Hare, de Morgan, Lord Lindsay — keine geringen Namen! — und außer ihnen noch viele Andere, Naturforscher, Aerzte, Mathematiker, Astronomen, Ingenieure; auch Juristen von Ruf, wie Edmonds, Edw. Cox, Wilkinson, Schriftsteller wie Rob. Chambers, Bulwer, Thackeray, der sicher nicht wundergläubige Thomas Buckle u. s. w. Alle diese Namen sind beglaubigt. Mad. Dunglas Home, geb. Aksakow, seine zweite Gattin, gab als Wittwe die in Briefen und Abhandlungen niedergelegten Zeugnisse über ihren Mann in zwei Büchern heraus und überdies haben die von der englischen Society for Psychical Research abgesandten Herren Barret und Meyers die Echtheit jener Dokumente geprüft. Home war vielleicht das stärkste aller bisher geprüften Medien. Aber nicht nur diese seine mediale Kraft, sondern zugleich mit ihr die gesammte Beschaffenheit seiner Bildung und seines Charakters in ihrem Einflusse auf Zuverlässigkeit und Art, Mächtigkeit und Inhalt der Phänomene sollte hier geschildert werden. Home war ein menschenfreundlicher und wohlthätiger, durch und durch lauterer Mensch, der, obgleich er keineswegs wohlhabend war, sich durch keine Anerbietungen bestimmen ließ, für seine Sitzungen Geld zu nehmen. Der dokumentarische Beweis liegt vor, daß er eine Summe von 50 000 Francs — für eine einzige Sitzung — zurückwies. Er faßte sein Wirken als eine ernste Mission auf. Er hat eine Selbstbiographie in zwei Bänden, „Incidents of my Life," verfaßt und in den „Shadows and Lights of Spiritualism" kritisch Schaden und Nutzen der von ihm vertretenen Sache abgewogen. Er wurde sich der durch ihn hervorgerufenen Erscheinungen als spiritistische bewußt; und so habe ich, wo ich auf ihn als Quelle zurückging, diese Darstellungform beibehalten, sowohl der Kürze halber als auch, um von dem Farbenschmelz einer einheitlichen psychischen Stimmung nichts zu verwischen. Ohne daß ich in jedem Punkt

den selben Standpunkt einnehme, wollte ich doch das Werthvollste, was sein Buch widerspiegelt, in nichts beeinträchtigen: die starke Individualität des Mannes.

Dr. Walter Bormann.

Morgenlieder. Mit Buchschmuck von Wilhelm Lefèbre. Leipzig 1898. Bei Eugen Diederichs.

Als im vergangenen Winter in München mein dramatisches Erstlingwerk aufgeführt worden war, fand ich unter den Tageskritiken einige, denen daran gelegen war, sachlich zu sein. So sehr auch hier die Meinungen auseinandergingen: fast alle stimmten in dem Vorwurf überein, das Stück sei zu lyrisch. Vielleicht gelingt es mir, diesen Vorwurf durch die Veröffentlichung meines Gedichtbüchleins wieder wett zu machen. Ich wählte zweiunddreißig Gedichte, hauptsächlich mit Berücksichtigung des für das Buch vorgesehenen künstlerischen Schmuckes, aus. Jede Seite wurde durch eine Federzeichnung Wilhelm Lefèbres in ein selbständiges Kunstblatt verwandelt. Mir sei gestattet, hier dem Verlag meinen Dank dafür auszusprechen, daß er den Gedichten diese reiche Ausstattung angedeihen ließ.

München. Otto Falckenberg.

Christus. Eine epische Dichtung. Berlin 1899. J. Harrwitz Nchflg. (K. Th. Kehrbach.)

Ich setze mich mit dieser Dichtung in Widerspruch mit dem ganzen „modernen" Literatenthum, vor Allem mit den „modernen" Dichtern, die aus der Tiefe ihrer eigenen, unergründlichen Individualität ein neues goldenes Zeitalter heraufbeschwören wollen. Noch immer leuchten die Sterne wahrer Größe aus vergangenen Epochen tröstend und begeisternd in unser kleines Zeitalter hinein. Bis der kommende Genius uns erscheint, werde ich fortfahren, im Purpurmantel einer strengen und allem Tagesgezeter abholden Kunst die alten Größen wieder und wieder in unsere prosaische Zeit hineinzurufen, um ihr zu zeigen, was wahres Uebermenschenthum sei.

Paul Friedrich.

Der Gast. Ein deutsches Schauspiel in drei Aufzügen. München 1900. Verlag von Carl Schimon und Louis Burger.

Das Drama ist von der „Münchner Literarischen Gesellschaft" zur Aufführung angenommen. Aber nicht alle Ideen und Stimmungen, die ich in dem Werke auszudrücken strebte, werden auf der Bühne sichtbar werden können. Ich rechne daher auch auf Leser.

München. Wilhelm von Scholz.

Zur modernen Dramaturgie. Studien und Kritiken. Zwei Bände. Schulzesche Hofbuchhandlung (A. Schwartz). Oldenburg.

In den beiden Theilen dieses Werkes, von denen der erste das deutsche, der zweite Theil das ausländische Theater behandelt, hat der Verfasser versucht,

Bühneneindrücke zusammenzustellen, die er als Freund der dramatischen Kunst und Kritiker der „Nationalzeitung" während einer längeren Reihe von Jahren vorzugsweise in Berlin empfangen hat. Autoren und Schauspieler werden darin ohne Rücksicht auf Schulen und Parteiströmungen so dargestellt, wie sie unter dem unmittelbaren Eindruck des Gesehenen und Gehörten erschienen. Es sind daher im Grunde Augenblicksbilder, die einem späteren Geschichtschreiber des modernen Theaters vielleicht Material liefern können. Größere Aufsätze wurden den neuesten Dramen von Sudermann und Hauptmann, Wildenbruch und Fulda gewidmet. Doch werden auch die Beziehungen, die Auerbach zum Theater hatte, die großen dramaturgischen Verdienste Karl Werders, die Lustspielthätigkeit Mosers und die Bedeutung Wilbrandts näher beleuchtet. Die österreichischen Dichter von Raimund und Nestroy bis auf unsere Tage kommen zu Wort; und Charakteristiken von Charlotte Wolter, Mitterwurzer, Sonnenthal, Haase, Barnay, Engels und Vollmer, Matkowsky und Kainz beschließen den ersten Band. Der zweite Band behandelt die französische Bühne von Scribe bis auf Augier, Dumas, Labiche und Sardou. Eugen Zabel.

Das Künstlerbuch. Eine kleine Reihe illustrirter Künstlermonographien. Elegant gebunden, je 3 Mark. Deckelzeichnung von Thoma. Band IV: Hans Thoma. Verlag von Schuster und Loeffler, Berlin 99.

Der frankfurter Meister bietet insofern eins der interessantesten Probleme, als sich in seinem vierzigjährigen Schaffen alle wechselnden Kunstrichtungen erschöpfend gespiegelt haben. Von etwa 1860 bis 70 Naturalist und in vollem Sinne „modern", ehe es bei uns „Moderne" gab, war er von 1870 bis etwa 88 Realist in der Art Leibls und Viktors Müller und ist seitdem Neuromantiker geworden. In dieser Periode hat er auch einen neuen bedeutenden Stil für den Steindruck geschaffen. Die starken Wandlungen seiner Entwickelung sind in dem vorliegendem Buch innerlich und äußerlich charakterisirt und durch Abbildungen aller seiner Hauptwerke anschaulich gemacht.

Franz Hermann Meißner.

Chinesische Charakterzüge von Arthur H. Smith. Deutsch bearbeitet. A. Stubers Verlag, Würzburg.

Der englische Verfasser, der durch eine zweiundzwanzigjährige Thätigkeit als Missionar im Innern des Landes mit der gelben Rasse vielleicht in engere Beziehungen trat als irgend ein Europäer vor ihm, berichtet in kurzen, leicht verständlichen Einzelbetrachtungen über die Charakterzüge der Chinesen; und sein Buch gilt bei allen Kennern als das beste, das je über die bezopfte Rasse geschrieben wurde. Dies und mein eigenes Urtheil haben mich bestimmt, das Werk zu verdeutschen. Freilich theile ich nicht alle von Smith ausgesprochenen

Ansichten. Ich habe mir daher erlaubt, da und dort in Randbemerkungen und in einer kurzen Nachschrift selbst das Wort zu nehmen.

Davos-Platz. F. C. Dürbig.

Die Griechen und ihre Sprache seit der Zeit Konstantins des Großen. Nebst einem Vorwort von D. N. Botassi und dem Bildniß des Branderführers Konstantin Kanaris. Leipzig. Wilhelm Friedrich.

Als ich vor Jahren begann, mich mit der heute gesprochenen und geschriebenen griechischen Sprache vertraut zu machen, sie im täglichen Umgang mit in New-York lebenden Griechen verstehen und sprechen zu lernen, als ich bei dieser Gelegenheit Tausende von Griechen persönlich kennen lernte, und nachdem ich griechische Geschichte von da an studirt, wo wir in der Schule stehen geblieben waren, nämlich von der Zeit Alexanders des Großen an, erkannte ich, wie Irrthum und Feindseligkeit sich verschworen haben, über die heutigen Griechen Entstellungen zu verbreiten und zu überliefern. Ueberall, so weit ich herum kam, urtheilte man über die heutigen Griechen und ihre Sprache gehässig, ohne sie anders als von Hörensagen zu kennen. In der am Meisten kosmopolitischen Stadt der Welt, in New-York, bietet sich aber mehr als irgendwo Gelegenheit, zu beobachten, welche verschrobenen Ansichten über Nationen durch Hörensagen sich entwickeln können. Durch Wort und Schrift gelang es mir, hier in Amerika, wo man fair play liebt, wo Gehässigkeiten gegen das eine oder andere Volk nicht, wie in anderen Ländern, einen Theil des Patriotismus bilden müssen, in weiten Kreisen, besonders unter meinen Kollegen, den Aerzten, landläufige Mythen über die heutigen Griechen und ihre Sprache auf Das zurückzuführen, was sie werth sind. Meine Vorträge und kleinen Schriften sammelte ich, ergänzte sie während eines Aufenthaltes in Griechenland und gab das Ganze in englischer Sprache heraus. Nun habe ich es ins Deutsche übertragen. Es würde mich sehr freuen, wenn diese Uebersetzung in Deutschland Beachtung fände, weil es mir bisher so wenig wie anderen Philhellenen gelang, ein Wort der Wahrheit über die heutigen Griechen bei deutschen Tageblättern anzubringen. Die politischen Zeitungen wollen von Wahrheit nichts wissen, sobald man den falschen Berichten über die heutigen Griechen entgegentritt.

New-York. Dr. Achilles Rose.

Zwei Novellen. Verlag von Gebrüder Paetel. Berlin 1899.

Bei der Selbstanzeige eines theoretischen Werkes kann der Autor sagen, was er versucht, von welchen Gesichtspunkten er ausgegangen, was er zu erreichen geglaubt hat, — bei einem tendenzlosen Kunstwerk, in dem er nur erzählen wollte, was sich vom Leben in ihm gespiegelt hat und im lebendigen Spiegel neue Gestaltung gewann, bleibt dem Autor nichts übrig als zu sagen: Dies habe ich erzählt ... aus meiner Stadt und meinem Milieu.

Wien. Karl Federn.

Inquisitoren, Märtyrer und Düsterdieck.

Dante
(am Rande eines, tiefen trichterförmigen Thales mit zwei Schatten):

Virgil, he, Virgil! Hörst Du nicht? Antworte doch! Oder bist Du wieder mal durch langes Schweigen heiser geworden? Nimm mir diese Beiden ab!

Virgil (kommt):

Woher?

Dante:

Von Hannover.

Virgil:

Saubere Gesellschaft dort! Du, nimm Dich vor Thomas von Aquino in Acht und vor Peter Arbuez! Sie sind fuchsteufelswild auf Dich!

Dante:

Warum denn? Was hab' ich ihnen gethan? Ich verstehe Dich nicht, muß doch selbst hinunter kommen, um zu sehen, was los ist. (Steigt mit den beiden Schatten hinunter.)

Peter Arbuez:

Höre, Dante, ich bin sehr unzufrieden mit Dir! Was für Volk jetzt dort oben in Inquisition macht, Das spottet aller Beschreibung. Man schämt sich nachgerade seines Berufes. Laß doch die Finger von solchen Leuten! Laß sie nur ruhig dort oben, uns nützen sie doch nichts.

Dante:

Ich verstehe Dich nicht, was soll Das?

Peter Arbuez:

Kennst Du nicht einen gewissen Düsterdieck?

Dante:

Ist mir gänzlich unbekannt.

Peter Arbuez:

Er ist General-Superintendent und Doctor theologiae in der königlich preußischen Provinz Hannover. Der Mann parodirt uns in einer haarsträubenden Weise und meint noch dazu, er kopire uns wirklich.

Dante:

Woher weißt Du Das?

Peter Arbuez:

Gestern stand ich zur Erholung mit Konrad von Marburg unter dem langen Rauchfang, der zur Erde emporsteigt und in dem sich, wie Du weißt, alle Gespräche, die dort oben in unserem Sinne geführt werden, wie in einem Sprachrohr sammeln. Plötzlich hören wir denn auch eine Stimme, die in einer gewissen Nachahmung der Sprache, die ex cathedra beim Verfluchen üblich ist, ruft: „Anathema sit, anathema sit!" Das interessirte uns, und da auch der hohe Fistelton uns belustigte, lauschten wir weiter. Es war die Unterhaltung jenes Düsterdieck mit einem seiner Amtsbrüder; Beide glaubten, durch ein von ihnen neu eingeleitetes Ketzergericht sich um Hannover sehr verdient gemacht zu haben. Solche lutherische Diminutiv-Inquisitoren, der reine Hohn auf uns und unsere Kraft!

Dante:

Ich bin erstaunt. Und wenn er Chef des Heiligen Synods in Rußland wäre: er soll mir her mit seinem Kumpan! Es ist just Schlafenszeit; da kann ich leicht die Seelen für einen Augenblick durch jenen Schornstein hindurch aus den Leibern holen und hierher bringen.

Cand. theol. (eben gestorben):

O, so werde ich Glücklicher wenigstens hier noch einmal den theuren Mann sehen!

(Düsterdiecks Schatten in Schlafrock, Pantoffeln und Ordensbändern; neben ihm Uhlhorn, angezogen.)

Peter Arbuez:

Alle Wetter, Uhlhorn, daß Du mir noch mal in die Hände kämest, hätte ich nicht gedacht! Darüber freue ich mich mehr als damals, wo in Spanien die Viertausend brannten. Sei gegrüßt!

Uhlhorn:

Was soll Das? Wo sind wir?

Konrad von Marburg:

Einst gab ich Dich für uns verloren, als Du Deine „Christliche Liebesthätigkeit" geschrieben hattest. Aber Euer letztes Verfahren rehabilitirt Dich bei uns.

Uhlhorn:

Ich habe keine Gemeinschaft mit Euch. Ich stehe unentwegt auf dem Boden der reinen lutherischen Lehre. Die vergeht nimmermehr. Wer seid Ihr denn?

Konrad von Marburg:

Ich bin Konrad von Marburg. Der dort ist Peter Arbuez. Wir sind verdrossen über Euch wegen der jämmerlichen Art, wie Ihr uns kopirt!

Uhlhorn:

Ja, wo bin ich denn? Dante hat mich doch über den dunklen Strom an Stelle des alten Hermes . . .

Peter Arbuez (unterbrechend):

Der war längst vor Dir hier. Er steht dort hinten und streitet mit einigen Dominikanern über die beste Art, die preußische Landeskirche von der Ketzerei zu reinigen.

Uhlhorn:

Aber wir fuhren doch, bevor wir in den langen Trichter gesteckt wurden, mit der seelenrettenden Bark . . . .

Konrad von Marburg (einfallend):

Ueber Den bin ich mir noch unklar; manchmal meine ich, er wird doch nichts für uns sein. Zu weich!

Uhlhorn:

Aber von Hermann . . .

Peter Arbuez (ärgerlich dazwischenfahrend):

Ach laß mich mit der ganzen Nation zufrieden! Von Hermann dem Cherusker an haben wir wenig Freude daran gehabt. Haben immer wieder Alles versucht, mit Feuer und Schwert sie Rom zu unterwerfen. Aber im letzten Augenblick entwischten sie uns doch immer wieder. Hermann, Heinrich der Dritte und nachher jener . . infame wittenberger Mönch, nun dieser nordische Ketzerstaat, es ist

zu nichtswürdig! Aber freilich, wenn sich dann noch gar Kerle wie Ihr unserer Sache annehmen, da muß man wirklich rufen: Satan, schütze uns vor unseren Freunden!

Uhlhorn:

Ja, wo befinden wir uns denn? Ist denn Das nicht der Himmel?

Konrad von Marburg (ein Gelächter anschlagend):

Aber Uhlhorn, bei uns der Himmel?! Selbstverständlich seid Ihr in der Hölle! Hast ja die räumliche Existenz des Himmels, entgegen derjenigen Ueberlieferung, die für Euch die höchste Autorität hat, selbst geleugnet! Und daneben betheiligst Du Dich an einem Ketzergericht über Jemand, dessen Ketzerei sich doch nur im Gegenstande der Lehre von Deiner eigenen Ketzerei unterscheidet. Bist Du also nicht einer der Unseren?

Düsterdieck (der bisher im Hintergrunde gestanden, hervortretend):

Das geht nicht mit rechten Dingen zu! Ich in der Hölle? Meine Rechtgläubigkeit ist über allen Zweifel erhaben!

Thomas von Aquino (hinzukommend):

Eure ganze Rechtgläubigkeit! Selbst an den Lehren Eurer eigenen Ketzerfürsten gemessen, macht sie kläglich Fiasko, geschweige denn an meinem richtigen Weltsystem. Du selbst hast den Sündenfall geleugnet, Inquisitor! Entweder — oder. Entweder geht es in Gott und Welt so her, wie mein System endgiltig festgestellt hat, oder das sogenannte moderne Weltbild, dieses verfluchte Erzeugniß eines vielhundertjährigen Abfalles vom Glauben, hat Recht. Nun aber lehrt die Kirche, daß mein System das allein richtige ist und daß jede andere Meinung als ein Glaubensirrthum der schwersten Strafe für Leib und Seele verfällt, wie es noch zuletzt unser trefflicher Pius der Neunte mit unfehlbarer Hand durch den Syllabus diesem Jahrhundert ins Angesicht geschleudert hat. Also ist mein System das richtige. Ihr aber seid lauter halbe Menschen. Wollt zu uns gehören und seid doch sammt und sonders durchfressen vom modernen Denken. Falls ein echtes Wunder auf der Straße geschähe, so schriet Ihr Alle nach dem Schutzmann.

Konrad von Marburg:

Oder allenfalls nach dem Kreis-Physikus.

Thomas von Aquino:

Summa summae, Ihr blamirt Euch und schwächt, ohne es zu wollen, den Nimbus der Kirche, indem Ihr meint, unseres Gleichen zu sein. Wenn ich dürfte, wie ich wollte, ließ ich Euch Alle brennen.

Düsterdieck (erschrocken):

Mich aber doch nicht?

Thomas von Aquino:

Dich erst recht. Du bist wie alle Anderen, auf ein Bischen mehr oder weniger Ketzerei kommts nicht an!

Jakob van Hogstraten:

Gieb ihn mir, mit Wonne möcht ich ihm ans Fell. Ich verstehe ihm ein Bad zu rüsten, an dem er sich freuen soll. Was ich auf Erden versäumt habe, möchte ich nachholen: Das war mein Schmerz im Sterben, daß ich nicht noch mehr Unheil auf der Erde angerichtet hatte!

Peter Arbuez:

Ich habe doch auch wieder meine Freude an diesen Gesellen, so weit man die überhaupt an einem Lutherischen haben kann. Freilich, Düsterdieck, Euch fehlt der Großbetrieb, weil Eure Sekte zu klein ist. Aber für Eure Verhältnisse seid Ihr doch recht rührig bei der Arbeit gewesen: Sulze, Werner, Klapp, Portig, Beesenmeyer, von Lüpke, Werckshagen, Baumgarten . . .

Düsterdieck (einfallend):

Von Dem haben die Brüder in Mecklenburg die Kirche gereinigt, Das ist nicht unser Verdienst.

Peter Arbuez:

Ich versprach mich: Weingart! Eine ganz nette Leporello Liste in Eurer Art! Wahrlich, hättet Ihr mehr Macht und wäre der berliner Papst-Kandidat wirklich Primas aller Deutschen geworden: wir hätten von Euch eine bedenkliche Konkurrenz fürchten müssen. Dann hätte er die Scheiterhaufen nicht nur von Papier angezündet. In Euch steckt doch noch ein Schuß guten alten Inquisitorenblutes!

Gregor der Neunte (hinzutretend):

Ach was, sie machen sich mit ihren romantischen Rokoko-Inquisitiönchen nur lächerlich! Bevor sie den weltlichen Arm wieder zu ihrer Verfügung haben, kommen sie nicht vorwärts.

Innocenz der Sechste (der das Letzte gehört hat, schwärmerisch-wehmüthig):

Des Verderbens Höhepunkt ist dieser ketzerische „moderne" Staat. Ecclesia non sitit sanguinem. O selige Zeiten des frommen Kaisers Karl des Vierten!

Thomas von Aquino:

Man muß doch auf diese Umkehr hoffen. Schon mancher Staatsanwalt ist unserem Interesse neuerdings gefällig gewesen.

Torquemada:

Und der vorletzte Kultusminister lenkte doch schon in gute Bahnen ein; erinnert Euch seiner Stellung zu den Dissidentenkindern: so reklamirte auch zu unseren besten Zeiten die Mutter Kirche der Kinder Seelen von ihren fleischlichen Eltern. Der hätte noch werden können. Ce n'est que le premier pas qui coûte.

Konrad von Marburg:

Ach, der Mann war viel zu schwach! Er wäre ja vor den Konsequenzen zurückgeschreckt. Erinnere Dich doch nur seiner beiden Hau-Erlasse. Mit dem einen hob er den anderen auf, weil er kein Blut sehen kann; selbst das Berliner Tageblatt mußte ihn einmal loben.

Thomas von Aquino:

Quod licet Mossi, non licet Bossi.

Konrad von Marburg:

An Zeiten und Staaten liegts nicht, sondern lediglich an Euch selbst! Ihr seid ein Geschlecht der Inkonsequenz, Düsterdieck, und der Waschlappigkeit geworden! Habt nicht mehr, wie ich einst, den Muth, Brandfackeln Deutschlands zu werden; fürchtet Euch, auch nur ein Streichholz anzustecken. Warum kriegt Ihr nicht Eure Fürsten mit harter Faust in Euern Zwang, wie ich einst die Heilige Elisabeth? Müßtet sie um den Fingern wickeln können! Euer Fanatismus ist künstlich gezüchtet, unecht, im Blut verdorben, ein bloßer revenant! Wollt unfehlbar sein und pocht auf Verfassungen und Paragraphen!

Torquemada:

In diesem Düsterdieck ist trotzdem Etwas, dem ich persönlich mich wahlverwandt fühle. Nimmt mit jedem Athemzug, mit jedem Gedanken die Wohlthaten seiner modernen Welt in sich auf, die ihn trägt, schützt, nährt, selbst mit Gewissensfreiheit, Forschungrecht und sogar mit (zögernd, knirschend) ... Menschenliebe ... und gerirt sich dabei doch wie Unsereiner! Kerl, Du gefällst mir! Ich werde mir die Erlaubniß auswirken, Dich in der fünften Region des achten Kreises beim Treibjagen als Treiber anzustellen.

Düsterdieck:

Was, ich Säule der Rechtgläubigkeit Treiberjunge in der Hölle?! Fluch, Fluch Euch Allen ...

(unterbrochen von schallendem Gelächter Aller).

Peter Arbuez:

Hört, hört, ein lutherisches Anathema!

Innocenz der Sechste:

Das soll unsere Kopie sein!

Konrad von Marburg:

Gegenüber dem Donnerrollen Roms wie Gepolter einer Kegelkugel!

Torquemada:

Halber Kerl! Liebe kennt er nicht, fluchen kann er auch nicht

Alle:

Hinaus mit ihm!

Thomas von Aquino:

Summa ummae, der Kesselheizer Strauß soll kommen und ihm mit seiner Brunnenröhre einen Guß Wasser übern Kopf geben.

(D. F. Strauß kommt und thut es.)

Düsterdieck (aufwachend):

Was ist denn Das? Habe ich mich herumgeworfen und dabei die Wasserflasche vom Nachttisch mir selbst über den Kopf gegossen! Was träumte ich nur?

Prospektbefreiungen.

Es giebt eine Anzahl von Kreditinstituten, die sich der besonderen Fürsorge der Regirungen erfreuen und denen daher auch die Gesetzgebung, nicht nur in Preußen, sondern auch im übrigen Deutschland zu Hilfe gekommen ist, um

ihnen eine Reihe von Vorrechten zu gewähren, die anderen, nicht minder zuverlässigen und gut situirten Anstalten dennoch versagt geblieben sind. Es sind Das in Preußen die landschaftlichen Kreditinstitute, in den meisten anderen Bundesstaaten private Hypothekenbanken; und zu den Vorrechten, die ich meine, gehört unter Anderem die Mündelsicherheit ihrer Obligationen. Das Publikum ist nun aber doch nicht so naiv oder so autoritätgläubig, um diesen staatlich begünstigten Papieren den Vorzug vor anderen zu geben, die bei der selben Sicherheit höhere Gewinne versprechen, und deshalb glaubte die preußische Ministerweisheit zu einem besonderen Mittel greifen zu sollen, um ihren Lieblingen einen weiteren Vortheil vor den Instituten, deren Konkurrenz ihnen verhaßt ist, zu sichern. „Wer will, ist Dem nicht Alles möglich?" sagt Alceste in Goethes Mitschuldigen; und so erinnerte man sich der Prospektbestimmungen des Börsengesetzes, die seit einigen Jahren für das ganze Reich in Kraft sind. Nach § 36 des Gesetzes hat die Zulassungstelle die Aufgabe und die Pflicht dafür zu sorgen, daß das Publikum über alle zur Beurtheilung der zu emittirenden Werthpapiere nothwendigen thatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse so weit wie möglich informirt wird, und bei Unvollständigkeit der Angaben die Emission nicht zuzulassen. Und nach § 38 ist vor der Zulassung, so fern es sich nicht um deutsche Reichs- oder Staatsanleihen handelt, ein Prospekt zu veröffentlichen, der die für die Beurtheilung des Werthes der einzuführenden Papiere wesentlichen Angaben enthält. Die Landesregirungen dürfen aber für Schuldverschreibungen, die sie oder das Reich garantiren, und für Obligationen kommunaler Körperschaften, kommunalständischer Kreditinstitute und unter staatlicher Aufsicht stehender Pfandbriefanstalten von der Einreichung eines Prospektes entbinden. Das kam bisher den Hypothekenbanken bei der Ausgabe ihrer Pfandbriefe fast allgemein zu Gute; und in der That hätte sich auch kein Grund finden lassen, heute für die fünfzehnte Serie einer Pfandbriefausgabe und drei Monate später für die sechzehnte Serie jedesmal eine genaue Darlegung und Veröffentlichung der Verhältnisse der ein für allemal konzessionirten Bank zu verlangen. Es mußten, wenn von dieser Regel — im Falle der Stettiner National-Hypotheken-Kredit-Gesellschaft — abgewichen wurde, schon Verhältnisse vorliegen, die der Aufsichtbehörde selbst Anlaß zum Eingreifen boten.

Nun dekretirt man aber plötzlich, daß die Befreiung von der Einreichung eines Prospektes bei den Zulassungstellen der Börsen im Allgemeinen nur noch für mündelsichere Werthpapiere gewährt werden soll. Dieser Mündelsicherheit erfreuen sich die preußischen Hypothekenbanken für ihre Obligationen nicht, wohl aber die im Allgemeinen mit geringeren Garantien ausgestatteten landschaftlichen Institute: und Das sagt Alles! Außerhalb Preußens besitzt, wie bereits gesagt, eine große Anzahl von Hypothekenbanken das Privilegium der Mündelsicherheit; die zuständigen Landesregirungen werden nicht säumen, dem preußischen Beispiel zu folgen, und dann wird den von einem preußischen landschaftlichen Kreditinstitut oder von einer nichtpreußischen Hypothekenbank ausgegebenen Pfandbriefen das Kapital der deutschen Sparer ohne Weiteres zur Verfügung stehen, während selbst für die besser fundirten Pfandbriefe der größten preußischen Hypothekenbanken der Prospektzwang fortdauert! Nun hat zwar die preußische Regirung die Einschränkung gemacht, daß „dem für die Emissionbörse vorzugsweise in Betracht kommenden Publikum die erforderlichen Informationen über das zu

emittirende Werthpapier auch ohne Ausgabe eines Prospektes zu Gebote stehen müssen." Das ist nach dem Börsengesetz aber ja ganz selbstverständlich und eine Zulassungstelle, die ihre Pflicht erfüllt, ist so wie so regelmäßig in der Lage, sich auch ohne Prospekt das nöthige Material zusammenzustellen.

Die Zulassungstellen müssen sich übrigens oft von den Börsen selbst die bittersten Wahrheiten sagen lassen, nicht weil sie zu streng, sondern weil sie zu mild sind und dadurch das Niveau der ihnen anvertrauten Börsen herabdrücken. Es giebt eben überall laxe oder gutmüthige Leute, denen eigentlich kein Unternehmen so verrottet erscheint, als könnte es nicht doch dem Börsenhandel dienen. Dann pflegt allerdings der Prospekt ungeheuer wortreich zu sein, — um die Hauptsachen zu verschweigen. Immerhin könnte das Publikum doch aus den Prospektveröffentlichungen recht wohl Nutzen ziehen, wenn es sich nur Mühe geben möchte, besser zu lesen und mit Besonnenheit zu prüfen, was Alles nicht darin steht. Gab es da einst in Rostock eine Aktiengesellschaft für Schiff- und Maschinenbau, die nach vorübergehenden vielversprechenden Anfängen zusammenbrach. Auf den Ruinen baute sich eine neue Gesellschaft an, aber auch sie konnte acht Jahre lang auf keinen grünen Zweig kommen. Anfangs besaß sie noch 1300000 Mark Aktienkapital, schloß aber bald mit einem Verlust von 260000 Mark ab und mußte ihr Kapital um diese Summe vermindern. Der Versuch, für 260000 Mark neue Aktien auszugeben, schlug fehl und auch das Manöver, Vorzugsaktien — je eine gegen drei alte Aktien — abzusetzen, hatte nur mäßigen Erfolg. Schließlich wurde das Aktienkapital aber doch auf 1650000 Mark erhöht, wobei freilich die Gesellschaft stark verschuldet blieb, und es gelang der Verwaltung sogar, für ein Jahr vier Prozent Dividende herauszurechnen. Darauf stützte sie sich, um ihre Aktien an die Börse zu bringen. Die Zulassungstelle reicht ihr willfährig die Hand und die Aktiengesellschaft für Montanindustrie hat die Patronage übernommen. So weit das Publikum die Unvorsichtigkeit begangen hat, sich fangen zu lassen, wird ihm jetzt ein Emissionkurs über Pari vorgeschrieben. Der Prospekt enthielt eben nichts über die Höhe des Ausgabepreises! Daß die patronisirende Aktiengesellschaft besonderes Vertrauen einflößte, läßt sich übrigens nicht gerade behaupten. Das Bergwerkpapier, das sie zuletzt an die berliner Börse brachte, hat ununterbrochen Kurseinbußen erlitten und auch sonst scheinen nicht einmal ihre eigenen Unternehmungen zu prosperiren, geschweige die ihrer Schützlinge, die bereits anderswo vergeblich um Beistand angepocht haben.

Das Patronagesystem, das schon so manche Auswüchse gezeitigt hat, greift übrigens an den Börsen immer mehr um sich und geht mit einem Mißbrauch der Syndizirungbestrebungen Hand in Hand. Bei den elektrischen Gesellschaften sind wir schon längst daran gewöhnt, daß sie eine Bank oder eine Zweckgesellschaft vorschieben, um gewisse Aufträge zu erhalten oder um ihre Papiere einzuführen. Neuerdings greift aber sogar eine größere Bank zu etwas Aehnlichem, sei es, um die Provisionen in eine größere Zahl von Händen zu spielen, sei es, weil sie sich nicht mehr zutraut, den ganzen Umfang ihres Geschäftes zu übersehen, und dafür einer Sonderstelle zu bedürfen glaubt. Den Vortheil bietet jedenfalls eine solche Zweckgesellschaft, daß man die Verantwortlichkeit für schwierige und bedenkliche Geschäfte leicht auf sie abwälzen kann. Lynkeus.

Notizbuch.

Das preußische Staatsministerium hat in seiner schlappenreichen Geschichte eine neue Niederlage zu verzeichnen. Es hat — wie glaubwürdig erzählt wird, auf den Rath des inzwischen geadelten Herrn Thielen — die politischen Beamten weggejagt, die nicht für den Mittellandkanal stimmen wollten, für einen Plan, den bekanntlich nicht nur die ob ihrer blinden Begehrlichkeit berüchtigten Agrarier bekämpfen, sondern der auch bei namhaften Aquariern, bei großen Handelskammern, bei Nationalökonomen wie Max Sering und Gustav Cohn auf Widerstand stößt. Durch seine That hat das preußische Staatsministerium bewiesen, daß es von den politischen Beamten nicht nur das rückhaltlose Bekenntniß zu den Grundanschauungen der offiziellen Politik verlangt, sondern ihnen auch zumuthet, für jedes einzelne, vielleicht noch ganz ungeklärte Projekt ohne Murren und Zaudern einzutreten. Eine sichtbarere Schwächung der Beamtenautorität konnte kein boshafter Demokrat ersinnen. Die Präsidenten und Landräthe sind in ihrem Wirken dadurch des letzten Scheines selbständiger Ueberzeugung entkleidet worden. Allgemein war und ist noch heute die Ansicht, durch dieses Vorgehen sei Sinn und Wortlaut der preußischen Verfassung, über deren freiheitlichen Aufputz jetzt jeden Abend im Deutschen Theater gelacht wird, verletzt worden; und wenn sich die Möglichkeit geboten hätte, das Ministerium in Anklagezustand zu versetzen, dann wäre es nach menschlichem Ermessen von jedem unbefangenen Gerichtshof des Verfassungbruches schuldig erkannt worden. Dieses Schicksal war ihm am elften Januar nun im preußischen Abgeordnetenhause beschieden. Fürst Chlodwig zu Hohenlohe, der im Kronrath zuerst für die Auflösung des Abgeordnetenhauses und dann, als der König diesen Weg verwarf, für die disziplinarische Bestrafung der unbotmäßigen Beamten gestimmt hatte, verlas eine Erklärung, die das Ministerium von dem Vorwurf des Verfassungbruches reinigen sollte, — ungefähr so, wie eine von dem selben Herrn an erster Stelle unterzeichnete Erklärung einst den sehr ehrenwerthen Herrn von Boetticher gereinigt hatte. Der damals Gereinigte ist dankbaren Gemüthes: er hat noch neulich in einem Trinkspruch seinen Wohlthäter verherrlicht. Der Landtag hat zu Gefühlen der Dankbarkeit weniger Anlaß; und so lachten die Abgeordneten den Ministerpräsidenten höchst respektlos aus. Noch schlimmer würde es dem alten Herrn ergehen, wenn er die selbe oder eine ähnliche Erklärung im Herrenhause verlesen sollte, wo die Angelegenheit wohl auch erörtert werden wird. In keiner Partei erstand der Regirung ein Vertheidiger; und von den Herren von Köller, von Kardorff und von Zedlitz bekam sie Dinge zu hören, die keiner preußischen Regirung je bisher von konservativen Politikern gesagt worden sind und die, wie man meinen müßte, keine Regirung hinnehmen kann. Das wäre ein Irrthum. Die Minister wurden vor einer „Ueberspannung des monarchischen Gedankens" gewarnt; es wurde ihnen vorgeworfen, die Krone werde von ihnen „übel berathen" und sie forderten, statt altpreußischer Königtreue, byzantinische Sklavengefühle; sie wurden offen des Verfassungbruches angeklagt und dem Ministerium Polignac verglichen, das Karl den Zehnten von Frankreich ins Unglück stürzte, — einerlei: die Excellenzen nahmen Alles gelassen hin, packten, nach belanglosen Reden, ihre Akten zusammen und gingen, scheinbar ganz vergnügt, nach Hause. Man könnte nach diesem Vorgang fragen, wie viele Niederlagen wohl nöthig sind, um in Preußen heutzutage ein Ministerium unmöglich zu machen. Doch solche Fragestellung wäre

recht unfreundlich. Sagen wir lieber: Seit dem elften Januar 1900 kann nur noch ein ganz gewissenloser Nörgler und Hetzer daran zweifeln, daß wir in der preußischen Regirung starke Männer haben.

* * *

Nur in Preußen? Nein: auch im Reich, dem Himmel sei Dank. Oder ist der rhetorische Aufwand, den Graf Bülow bei einer Schiffstaufe neulich in Stettin getrieben hat, etwa nicht eine starke Leistung? Zweimal an einem Tage hat der Staatssekretär gesprochen, schön gesprochen, sehr fein nuancirt gesprochen; und es ist recht unartig von seinen bisherigen Freunden, daß sie diesmal mit seiner Oratorenthat nicht zufrieden sind. Mancherlei mag ja daran zu bekritteln sein — mein Gott: wer ist denn vollkommen? — und die Behauptung, ein Mann von annähernd bismärckischem Wuchs hätte sich nie zu solchen Gemeinplätzen erniedert, mag Einiges für sich haben. Aber das Ganze war doch wundervoll auf den Kindertheaterton gestimmt, der für solche Anlässe bei uns nun einmal üblich geworden ist und, wie es scheint, gern vernommen wird. Zuerst, bei der offiziellen Taufe des für die Hamburg-Amerika-Linie gebauten Riesenschnelldampfers „Deutschland", war der Kaiser anwesend und es zeigte sich, daß der Staatssekretär in wesentlichen Punkten ganz mit den Anschauungen des Monarchen übereinstimmt. Das ist, im Interesse einer gedeihlichen Förderung der Geschäfte, doch schon sehr erfreulich. Graf Bülow — er ist der Nächste zum Fürstentitel — sprach als ein im tiefsten Wesenskern frommer Mann, so innig und des Gottes voll, daß seine journalistischen Freunde vom Tageblatt und der Kölnerin ganz verblüfft gewesen sein müssen; er nannte den liebenswürdigen, gütigen, stillen, bescheidenen ersten Kaiser im neuen Reich wiederholt den „Großen", erwähnte bei seinem Rückblick auf deutsche Entwickelungen Bismarck nicht und sprach nur von den „unsterblichen Berathern des großen Kaisers", also von einem Kollektivum, das, weil es gewürdigt ward, einen Großen berathen zu dürfen, unsterblich geworden sei. Später, als das Schiff vom Stapel gelaufen war, gab es natürlich ein Festmahl. Der Kaiser war nicht anwesend; aber viele Hanseaten und andere Nationalliberale saßen am Tisch. Graf Bülow redete abermals; und nun zeigte sichs, daß er im Grunde ein echt nationalliberaler Politiker ist. Dem lieben Gott gönnte er diesmal Ruhe, aber Bismarck nannte er den größten Staatsmann aller Zeiten und sprach vom Tollen Jahr, von dem Einheitstreben und frühen Flottenglauben der deutschen Demokratie so liebevoll und zärtlich, wie es sonst höchstens Herr von Bennigsen an guten Tagen fertig bringt. Auch im Uebrigen enthalten beide Reden noch wunderschöne Sätze, die jeden Leitartikel zieren würden. Wie allerliebst ists zum Beispiel, wenn der Staatssekretär ausführlich und schwungvoll erzählt, die Hamburg-Amerika-Linie und der stettiner Vulkan hätten ursprünglich ein viel kleineres Aktienkapital gehabt, als sie es heute haben. Das trifft auch auf etliche Tausende anderer Firmen zu, — gewiß; aber es macht sich doch immer wieder gut und stärkt den Glauben an die erreichte Herrlichkeit. Und wie lieblich klingt die Geschichte von der deutschen Hansa, die elend zu Grunde gehen mußte, weil das Reich ihr keinen genügenden Schutz durch Kriegsschiffe bot! Zwar könnte man einwenden, die Hansa sei gar keine deutsche Institution gewesen, sondern eine internationale Unternehmergenossenschaft, die böse Buben damals vielleicht die

Goldene Internationale nannten nnd die unterging, weil die Bedingungen des Schiffahrtverkehres und der Ausbeutungmöglichkeiten sich änderten und weil die dynastischen Territorialherren, darunter auch die Hohenzollern, die Konkurrenz dieser ihrer Aufsicht und Leitung nicht zugänglichen internationalen Großmacht nicht länger dulden wollten. Im „Vorwärts" ist ja daran erinnert worden, daß es gerade ein Hohenzollernfürst war, der die Auflösung des märkischen Hansabundes verfügte. Aber kommt es auf solche Kleinigkeiten wirklich an? Wie kann man nur so pedantisch und eigensinnig sein! Wir sind an diese Hansageschichten nun einmal gewöhnt, wollen sie nicht missen und sollten froh sein, wenn sie in so herzigem Feuilletonistenstil vorgetragen werden. Dann hat die Bosheit darüber gespottet, daß der excellente Tafelredner so viel von Theater, Rollen, Statisten, Bühne gesprochen habe, und gemeint, die ganze Sache sei theatralisch aufgeputzt. Ja, warum denn nicht? Wenn die Bretter die Welt bedeuten: warum soll ein hoch gesinnter Herr nicht auch einmal die Welt für eine Bretterbühne ansehen, auf der er agirt, Politik treibt, Kolonien erobert, Schiffe ausrüstet und den Weltlauf bestimmt? Das ist doch ein ganz harmloses Vergnügen, an dem sich kein billig Denkender ärgern darf. Wer sich auf diesem Brettergerüst bewegt, Der kann wohl zu dem Glauben gelangen, „daß hinsichtlich der Ziele unserer auswärtigen Politik und auch der Mittel, um diese Ziele zu erreichen, tiefere Divergenzen in der Nation nicht obwalten." Andere minder glückliche Leute finden freilich, es sei „hinsichtlich" der Ziele und Mittel unserer auswärtigen Politik die äußerste Unklarheit vorhanden und es werde, wenn sie je der Klarheit wiche, zu recht unangenehmen Divergenzen kommen. Ists also nicht gut, daß wir noch nicht so weit sind? Bedenklich scheinen eigentlich nur zwei Sätze des stets begeisterten Redners. Erstens meint er, der Reichstag und die Flotte seien Geschwister und er hoffe, „Mutter Germania werde auch weiter an diesen beiden Kindern ihre helle Freude haben." Mutter Germania, diese wunderliche Dame, hat an dem Reichstag also bisher „ihre helle Freude gehabt". Das ist schließlich Geschmackssache; über diesen selben Reichstag hat der Deutsche Kaiser sich, wie man noch nicht vergessen hat, mehrfach im Ton tiefster Entrüstung geäußert. Aber wie stehts mit der genealogischen Tafel? Wenn der Reichstag der Sohn der Frau Germania ist: in welchem verwandtschaftlichen Verhältniß stehen zu der würdigen Dame dann Volk, Bundesfürsten, Bundesrath? Auch mit der Tochter Flotte — gemeint sind die vom Volk bezahlten und gebauten Schiffe, auf denen Söhne des Volkes als Befehlshaber und Bedienstete thätig sind — ists so'ne Sache, wie der Berliner sagt. Da der Reichstag ihr Bruder ist: wer ist ihr Vater? Leicht ists nicht, sich in diesen Wirren zurechtzufinden. Und fast noch schwerer ist es, den zweiten bedenklichen Satz zu verstehen. Der in Stettin getaufte Dampfer soll an Schnelligkeit alle anderen übertreffen. Darob spricht also Graf Bernard von Bülow: „Wie dieses Schiff den anderen über sein soll, so viele ihrer auch die Meere durchqueren, so möge immerdar für jeden Deutschen Deutschland, Deutschland über Alles sein, über Alles auf der Welt!" Sehr schön, ganz wundervoll sogar. Nur . . . Das Schiff soll doch wirklich, nicht nur in der Vorstellung, alle anderen an Leistungfähigkeit übertreffen. Und Deutschland? Soll seine Weltpolitik darin bestehen, daß es im Erraffen und Erobern mehr leistet als alle anderen Staaten? Oder genügt es, wenn das Deutsche Reich, ob es nun groß oder klein, siegreich oder geschlagen sei, dem guten Deutschen im innersten Herzen mehr gilt als alles Andere auf der Welt? In beiden Fällen

stimmt der Satz nicht recht und es könnten sich über Ziel und Grenzen der Weltpolitik am Ende doch beträchtliche Divergenzen ergeben. . . . Das sind im Grunde aber auch nur geringfügige Bedenklichkeiten. Wenn Graf Bülow, wie manche rückständige Leute zu wünschen scheinen, nüchtern gesagt hätte, zu welchem Zweck, zur Erreichung welchen Zieles wir die Verdoppelung der Schlachtflotte dringend brauchen, dann wäre solche Darstellung furchtbar langweilig geworden. Darauf hat der kluge Staatssekretär sich nicht eingelassen; er hat den blühenden Stil lauffisch-levysohnischer Poesie vorgezogen. Und es klingt nicht unwahrscheinlich, wenn erzählt wird, Herr Ballin, der Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Linie, habe nach der Tauffeier seufzend gesagt, von all den Journalisten, die er im Lauf der Jahre umsonst über die Meere geführt und reichlich mit Speise und Trank gelabt habe, könne kein Einziger an Bilderreichthum und feuilletonistischer Begabung sich dem im Auswärtigen Amt waltenden Staatssekretär vergleichen.

* * *

In einer vom Rektor der Technischen Hochschule in Charlottenburg verlesenen Kundgebung hat der Deutsche Kaiser feierlich erklärt, er betrachte die Sozialdemokratie als eine vorübergehende Erscheinung, die sich austoben müsse. Dieses Wort, das wir sehr ernst nehmen müssen, schließt die lange Aera des „Kampfes gegen den Umsturz". Denn zum Kampf gegen eine vorübergehende Erscheinung bietet eine verständige Regirung nicht die gesammelte Macht eines großen Reiches auf, um eines so zwecklosen Kampfes willen zersplittert sie nicht die zur Erreichung lohnenderer Ziele nöthigen Kräfte der ohnehin schon allzu weit von einander geschiedenen Volksschichten. Und es kann nicht empfehlenswerth sein, einer Erscheinung, die sich austoben muß und austoben wird, durch Zwangsmaßregeln die unerläßliche Gelegenheit zum Austoben zu nehmen. Wenn, wie bis auf Weiteres vorauszusetzen ist, der Bundesrath der Ansicht des Kaisers nicht widerstrebt, dann muß dem Wort schleunigst die That folgen, muß der neue Weg ohne Säumen beschritten werden. Von Ausnahmegesetzen, Umsturz- und Zuchthausvorlagen darf dann nicht ferner mehr die Rede sein. Die sozialdemokratische Partei muß künftig genau wie alle anderen Parteien behandelt werden. Man gebe ihr die Erlaubniß, Berufsvereine zu gründen, befreie sie von allen Fesseln, die jetzt noch das Recht auf Koalition belasten, erschwere und hindere ihre Versammlungen nicht, erspare ihr alle Chicanen und Vexationen, gestatte ihren Mitgliedern die Annahme aller kommunalen Ehrenämter und enthalte sich aller unmodernen Umsturzredereien. Dann hat die Sozialdemokratie die Möglichkeit, sich nach Herzenslust auszutoben; und der bürgerlichen Gesellschaft bleibt dennoch das Recht und die Kraft, mit den vom Strafgesetzbuch zur Verfügung gestellten Mitteln alle Ausschreitungversuche zu unterdrücken. Wenn man sich entschließt, etwa fünf Jahre lang, was auch geschehen möge, auf diesem Weg zu verharren und um keinen Preis den sich Austobenden auch nur den geringsten für die Agitation brauchbaren Stoff zu liefern, dann wird es, nach Ablauf dieser treuga imperatoris, sich zeigen müssen, ob die in der Sozialdemokratie politisch organisirte Erhebung des Proletariates wirklich eine vorübergehende Erscheinung war.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.